

PREUSSEN KURIER

HEIMATNACHRICHTEN FÜR OST- UND WESTPREUSSEN IN
BAYERN

Ausgabe 2 / 2020 – 11. Jahrgang



*Denkmäler zweier berühmter Astronomen aus West- und Ostpreußen:
links Johannes Hevelius (1611-1687) in Danzig, rechts Nikolaus Kopernikus (1473-1543) in Allenstein
(Fotos: Joachim Scheuring [li.], Sonja Wirsing [re.]*

Liebe Landsleute, liebe Leser,

heute halten Sie die zweite unserer drei diesjährigen Jubiläumsausgaben in den Händen, und wir hoffen und wünschen, daß wir Ihnen damit in diesem so „ost-/westpreußen-abstinenten“ Jahr ein bißchen die krisenbedingt verhagelte Reisemöglichkeit ersetzen können! Zu danken haben wir zunächst unserem Freund und Gönner **Josef Zellmeier MdL**, der uns ein freundliches Grußwort übermittelt hat, sowie aus demselben Grund dem Chefredakteur und Herausgeber der BUDAPESTER ZEITUNG, **Jan Mainka**, für seinen Gastkommentar auf Seite 20. Über höchst aktuelle Interna aus der Königsberger Bernsteinproduktion und andere Neuigkeiten um das Königsberger Gebiet berichtet **Thomas W. Wyrwoll**, und mangels Reisegelegenheiten hat **Maik Bialek** einen wunderschönen Bildbericht seiner Silvesterreise nach Thorn beigesteuert; es folgt die Fortsetzung und der Schluß von **Helmut Roewers** Betrachtung des deutsch-polnischen Verhältnisses, **Jörn Pekrul** beschreibt das Leben des Königsberger Architekten Friedrich Heitmann, und in der Reihe „Deutsche in der Heimat“ stellen wir den in Heinrichshöfen (Gde. Sorquitten) tätigen Spitzenkoch **Hans-Jürgen Herbrand** vor. Mit einer Buchbesprechung des zweiten Bandes von „Ostpreußen und seine Verkehrswege“ von **Jörg Petzold und Gerhard Greß** beschließen wir dieses Heft und hoffen, daß Sie es wieder gerne genießen! Dies jedenfalls wünschen Ihnen Ihr

Christoph M. Stabe, Landesvorsitzender

Rainer Claaßen, stellvertretender Landesvorsitzender

Grußwort des Vorsitzenden der Arbeitsgruppe Vertriebene, Aussiedler und Partnerschaftsbeziehungen der CSU-Fraktion



Liebe Leserinnen und Leser des PREUSSEN-KURIER,

obwohl die Corona-Pandemie viele Gedenkveranstaltungen verhindert oder in ihrer Größe deutlich reduziert hat, bleibt das Jahr 2020 für die Heimatvertriebenen und ihre Nachkommen ein bedeutendes Jahr des doppelten Erinnerns. Denn heuer jährt sich einerseits der Beginn von Flucht und Vertreibung zum 75. Mal, und andererseits können wir auf 70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen zurückblicken.

Aus diesem Anlass hat die CSU-Fraktion auf Initiative unserer Arbeitsgruppe noch kurz vor der Sommerpause einen Dringlichkeitsantrag in den Bayerischen Landtag eingebracht, der mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde. Darin wird die große friedentiftende Bedeutung der Charta hervorgehoben. Gleichzeitig wird der historische Zusammenhang deutlich gemacht. Denn auch heute noch gibt es Kritiker der Charta, die ihr ein mangelndes Schuldeingeständnis und die NS-Vergangenheit einiger Unterzeichner vorhalten. In meiner Plenarrede habe ich diese Vorwürfe deutlich zurückgewiesen.

Immerhin verlor Deutschland ein Viertel seines Staatsgebietes und ein Siebtel seiner Bevölkerung musste unter zum Teil katastrophalen Umständen im verbleibenden Rest aufgenommen werden. Darunter waren auch mehr als zwei Millionen Ost- und Westpreußen, für die Bayern gerne als Patenland fungiert. Neben den „Reichsdeutschen“ als Staatsbürgern kamen weitere vier Millionen aus dem Sudetenland und anderen deutsch besiedelten Teilen Europas hinzu. Alle hatten Heimat und Eigentum, viele durch Misshandlungen oder Vergewaltigungen auch die körperliche Unversehrtheit verloren. Dies alles war erst wenige Jahre her, als am 05. August 1950 die Charta beschlossen wurde. Ihr Aufruf zu Vergebung und Versöhnung sowie zu einem friedlich geeinten Europa ist gerade deshalb beispielgebend. In anderen Teilen der Welt ist Vergleichbares bis heute nicht gelungen. Denken wir nur an die Konflikte der Nachkriegszeit im Nahen Osten oder in Korea, die bis heute ungelöst sind.

Ein wichtiges Ziel des Antrags ist die Bewusstmachung dieser historischen Leistung in der jungen Generation. Dies gelingt am besten, indem man das Schicksal sowie die Aufbau- und Friedensarbeit der Heimatvertriebenen im Schulunterricht erfahrbar macht. Dazu dienen auch digitale Projekte, die Aussagen von Zeitzeugen in moderner Form vermitteln. Nur die Verankerung im Lehrplan reicht nicht aus!

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen hat in Bayern den Generationswechsel geschafft und geht gerade bei der Völkerverständigung mutig voran, ganz im Sinne der Charta der deutschen Heimatvertriebenen. Vergelts Gott an Alle, die daran mitgewirkt haben und die entschiedene Bitte, nicht nachzulassen.



Josef Zellmeier
**Vorsitzender des Ausschusses für
Staatshaushalt und Finanzfragen**
Mitglied des Bayerischen Landtags

Hier spricht der Chef



Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Landsleute,

ich freue mich sehr, daß Sie nunmehr das zweite Heft unserer diesjährigen Jubiläumsausgabe in den Händen halten bzw. als Anhang am Computer oder einem anderen Gerät lesen können.

Auch wenn mittlerweile in Bayern der Katastrophenfall wieder aufgehoben werden konnte, befinden wir uns weiterhin inmitten der weltweiten Corona-Pandemie, mit all ihren Einschränkungen, Verfügungen Belastungen, Verboten und Regeln. Für uns alle bleibt es keine leichte und einfache Zeit.

Während ich diese Zeilen schreibe, jährt sich der Jahrestag der Volksabstimmung in Ost- und Westpreußen vom 11. Juli 1920. Vor genau 100 Jahren haben mit überwältigender und klarer Mehrheit unsere Vorfahren in der Heimat für die weitere Zugehörigkeit zum Deutschen Reich gestimmt.

Damit gaben sie ein klares Bekenntnis zur jahrhundertelangen Geschichte und Tradition Ost- und Westpreußens ab, zumindest in den Kreisen und Gebieten, in denen „das Volk“ darüber abstimmen und entscheiden durfte. Die Landsmannschaft Ostpreußen hatte am 11. Juli 2020 in Allenstein eine daran erinnernde Gedenkveranstaltung geplant, an der auch große Teile des Vorstandes unserer Landesgruppe teilnehmen wollten. Leider musste dieser wichtige Termin, wie auch das am 12. Juli 2020 geplante ostpreußische Sommerfest in Wuttrien aufgrund der weltweiten Corona-

Lage und geschlossener Grenzen abgesagt werden. Die LO in Hamburg hat dazu ein sehr interessantes und ansprechendes Online-Angebot erstellt und eingesprochen, die Vorträge können als Audio- und Videoaufnahme über das Internet abgerufen werden, gleichzeitig möchte ich Ihnen dazu noch die ausgezeichnete und kompakte Ausstellungsbroschüre des Kulturzentrums Ostpreußens in Ellingen ans Herz legen, die Sie über den dortigen Museumsladen erwerben können.

Gestatten Sie mir noch einige wichtige Anmerkungen als Landesvorsitzender in eigener Sache:

Dass unser PREUSSEN-KURIER wirkt, gelesen und umfangreich wahrgenommen wird, freut uns sehr und macht uns auch etwas stolz. Es zeigt, dass die Inhalte, Texte und Themen, Bilder von früher und aus der heutigen Zeit, viel Anklang und Widerhall bei Ihnen, unseren Lesern aus Bayern, aber auch weit darüber hinaus, finden. Die Ausgabe 1/2020 hat nach ihrem Erscheinen eine sehr große und breite Resonanz erfahren, sei es telefonisch, persönlich, schriftlich, per Mail und sehr vielfältig auch in den sozialen Netzwerken.

Der Abdruck der ersten Folge des Artikels von Helmut Roewer sowie die Buchbesprechung von Dr. Wolfgang Kaufmann sind auf ein großes Echo gestoßen. Dazu erreichten uns einige sehr kritische und nachdenklich machende Rückmeldungen, gleichzeitig erhielten wir viele positive und zustimmende Mitteilungen. Für all diese Resonanz möchte ich mich bei Ihnen, auch im Namen des Vorstandes unserer Landesgruppe, sehr herzlich bedanken. Uns ist sehr bewußt, daß die Beschäftigung mit den Ursachen und den vielfältigen Entstehungsfaktoren bezüglich des Ausbruchs des 2. Weltkrieges, sehr besonnene, überlegte und auf die Vielschichtigkeit Acht gebende Herangehensweisen bedürfen, gerade auch unter Berücksichtigung der immensen und bis heute spürbaren Folgen für die Gebiete des früheren Ost- und Westpreußens, der verlorengegangenen Heimat für viele unserer Leser und deren Familien.

Der Vorstand der Landesgruppe Bayern der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen hat sich in den letzten Wochen sehr kritisch und intensiv mit den Auswirkungen und Rückmeldungen nach Erscheinen der beiden Artikel auseinandergesetzt. Die LOW Bayern pflegt

Wegen des grossen Zuspruchs sehe ich mich veranlasst, meinen

Strumpfwaren-Sonderverkauf

bis einschliesslich **Mittwoch den 18. Juni** zu verlängern.
Selten günstige Gelegenheit zur Deckung des Reisebedarfs.
Verkauf sämtlicher Strumpfwaren zu ganz bedeutend ermäßigten Preisen.

Kinderstrümpfe
 — sehr schwarz, vorzüglichste Qualität —
 Grössen: 1-4 5-7 8-11
30 45 65
 1 und 1 gestrickt, mit Laufmasche, schwarze und Lederbein
 Grösse: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
40 45 50 55 60 65 70 75 85 90 95 1.00

Besonders billig!
 Reinsidene
Damenstrümpfe,
 deshalb grösstes Farben-
 Sortiment
 — sehr haltbar —
 jetzt **1.45**

Kindersöckchen, 40
 farbig, mit Wolfrand, alle Grössen
besonders billig: schwarz Lederbein | Grösse 2-4 5-7 8-11
 weiss Lederbein | **40 50 55**
 blau gestreift, grösste Auswahl von **45** an.
Alleinverkauf der vorzüglichen Agos-Söckchen,
 deutsches Halchpatent, nicht rutschend, grösste Auswahl von **60** an.

Grosse Quantitäten Damen-Strümpfe und Herren-Socken
 in schwarz, Lederbein, einfarbig und blau, allerbeste Qualitäten, in den Preislagen **30 35 45 55 65 75 bis 8.75.**

Max Alterthum, Junkerstrasse 16,
 Hufenallee 25.

4% oder grössere
 Rabattposten
 trotz der billigen Preise.

Bade- und Frottier-Wäsche

zu sehr billigen Preisen.



Trikot-Bade-Anzüge

Für Kinder
 geringelt, weiss-rot, weiss-schwarz . . . 80 90 100
Für Damen
 einfarbig und geringelt 100 110 120
Für Herren
 weiss-rot und weiss-schwarz, geringelt, schwarz und farbig . . . 100 110 120

Stoff-Bade-Anzüge

Für Kinder
 rot und gestreift, Perkal mit Gar-
 atzung 85 95 105
Für Damen
 rot und gestreift, Perkal mit Gar-
 atzung 100 110 120
Damen-Bade-Kostüme
 dunkel und beidseitig gestreift
 und einfarbig Perkal mit Seide . . . 80 90 100

Bade-Mäntel

für Damen u. Herren aus Kräuselstoff, weiss und farbig . . . 70 80 90 100 120

Bade-Laken

Kräuselstoff 100x100 100 110 120
 Kräuselstoff 100x100 100 110 120
 Kräuselstoff 100x100 100 110 120
 Kräuselstoff 100x100 100 110 120
 Kräuselstoff 100x100 100 110 120

Frott.-Handtücher

Kräuselstoff 40x70 60
 Kräuselstoff 40x70 90
 Kräuselstoff 40x70 70
 Kräuselstoff 40x70 70
 Kräuselstoff 40x70 70

Bade-Kappen

Oelfuch-Kappen 30 50
 Imprägn. Stoffkappen 90 100
 Gummi-Kappen 20
 Imprägnierte Kappen
 mit Spander 100 110 120

Frottier-Handschuhe 15 20 | Frottier-Läppchen 8 10

4% Rabatt.

4% Rabatt.

Alexander & Echternach

**Mit Allerhöchster
 Genehmigung
 Sr. Majestät
 anlässlich des
 Regierungsjubiläums
 Grammophon-
 Fest-Aufnahmen**

Jede Platte ist künstlerisch
 ausgefertigt mit dem Relief-
 bildnis des Kaisers

**Verkauf zum Besten
 des Kaiser Wilhelm-
 Kinderheims Ahlbeck**

**Deutsche
 Grammophon-Aktiengesell.
 Offizielle Verkaufsstelle:
 Grammophon-Spezialhaus & m. b. H.,
 Junkerstr. 12.**

Für die

Ball- und Gesellschafts-Saison

empfehlen

modernste **Kleiderstoffe**, weiss, elfenbein und alle neuen Farben in reiner Seide, Seidenbengalines, Backfischseide, Wolle mit schönen Seideneffekten, reinwollene Crêpe Virginis, Armures, Rayés, Cachemires, Cheviots etc. in wirklich gediegener Auswahl zu unseren bekannt billigen Preisen.

Alexander & Echternach.

Altst. Markt und Altst. Langgassen- Ecke.

15615

Eiserne Hochzeit im Hause Starosta

Hof (Saale). Am Donnerstag, dem 9. April 2020, feierten Christl und Helmut Starosta ein sehr seltenes Jubiläum. Das Ehepaar ist seit 65 Jahren verheiratet. Situationsbedingt wurde die Eiserne Hochzeit nur im kleinsten Kreis gefeiert. Das sahen die Jubilare jedoch gelassen. Nach dem Motto „Nur zu zweit, aber mit vielen Erinnerungen“ ließen es sich die beiden gut gehen. Gemeinsam blickten sie auf ein langes Leben mit Höhen und Tiefen zurück.



Links: Christl und Helmut Starosta als „Eisernes Jubelpaar“ / rechts: im Jahr 1955 bei der „Grünen Hochzeit“ (Fotos: Slg. Jutta Starosta)

Bereits in Marienburg, wo die beiden ihre Kindheit verbrachten, wohnten sie im gleichen Haus. Nach dem Krieg traf man sich wieder und beschloss, sich ein gemeinsames Leben aufzubauen. Dass dieses in Hof stattfinden würde, war damals allerdings nicht absehbar.

1955 kam das Ehepaar, jung verheiratet, aus beruflichen Gründen nach Hof. Geplant war nur eine kurze Übergangszeit. Daraus wurden 65 Jahre. Die beiden Töchter wurden hier geboren. Das Ehepaar engagierte sich in der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen und Helmut Starosta auch sehr aktiv im Sport. Als langjähriger Leiter des Seniorensports beim PTSV und als „Sportabzeichenkönig“ ist er vielen Hofern bekannt.

Auch kulturell waren die beiden viel unterwegs. Theater- und Konzertbesuche machten ihnen große Freude. Heute leben sie eher zurückgezogen in ihrem Haus in der Nähe des Bismarckturms. Auch wenn er gesundheitlich eingeschränkt ist, arbeitet Helmut Starosta noch in seinem Garten, während Ehefrau Christl Starosta ihren vielfältigen Interessen nachgeht.

Der Landesvorstand gratuliert herzlich und wünscht noch viele gemeinsame Jahre.

**Christoph M. Stabe
Rainer Claaßen / Rüdiger Stolle
Dr. Jürgen Danowski / Pia Lingner-Böld / Ralf Loos / Marc Zander**

Christl Starosta wurde 85 Jahre

Der 20. Juni war ein besonderer Tag: Christl Starosta feierte ihren 85. Geburtstag! Situationsbedingt wurde nur im kleinen Kreis gefeiert. So würdigte der Vorstand das jahrelange Engagement der Jubilarin für die Vertriebenenarbeit „mit Abstand“.



Christl Starosta (Foto: Jutta Starosta)

Hof (Saale). Mit neun Jahren musste Christl Starosta mit ihrer Mutter und den beiden jüngeren Brüdern aus ihrer Heimatstadt Marienburg fliehen. Ziel war Altenstein bei Maroldsweisach in Unterfranken, die Heimat des Vaters.

Schon in der einklassigen Dorfschule übernahm sie Verantwortung für die jüngeren Schüler. Nach der mittleren Reife, die sie in einer Bamberger Internatsschule ablegte, führte sie mit ihrem Vater ein Gasthaus in Voccawind, bevor sie, nach einer kurzen Zwischenstation in Amberg, mit ihrem Mann 1955 nach Hof kam und in der Wörthstraße ein Kurzwarengeschäft übernahm. Nach der Geburt der ersten Tochter Jutta gab sie das Geschäft auf und widmete sich ganz der Familie. Acht Jahre später wurde die zweite Tochter Elke geboren.

Als ihr Mann bei einer großen Spirituosenfirma (Jägermeister) für ganz Oberfranken zuständig wurde, erledigte sie die Büroarbeit im Verkaufsbüro bis zum Renteneintritt.

Seit vielen Jahrzehnten ist Christl Starosta in der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen aktiv. Sowohl in der Ortsgruppe als auch im Bezirk ist sie stellvertretende Schatzmeisterin. Beim Aufbau der Abteilung „Vertriebene in Hof“ im Museum Bayerisches Vogtland Hof gehörte sie mit ihrem Mann Helmut Starosta zusammen zu den treibenden Kräften. Außerdem vertrat sie bis Anfang des Jahres im Sozialausschuss der Stadt Hof die Belange der vertriebenen Senioren.

Stets ist sie eine kompetente Ansprechpartnerin in allen Belangen der Vertriebenenarbeit. Ihr Wissen über Ost- und Westpreußen, sowohl kulturell als auch politisch, wird gerne genutzt. Bei Reisen in die Heimat weiß sie viel zu erzählen und die Mitreisenden zu begeistern.

Die Ortsgruppe Hof wünscht noch viele erfüllte Jahre bei bester Gesundheit.

Der Landesvorstand gratuliert und schließt sich dem an – wir freuen uns heute schon heute auf die Feier zum 100. Geburtstag! Wir kommen alle, wenn wir bis dahin noch leben...

**Christoph M. Stabe
Rainer Claaßen / Rüdiger Stolle
Dr. Jürgen Danowski / Pia Lingner-Böld / Ralf Loos / Marc Zander**

Alle Wege führen nach Osten

Chinesische Hauptkunden des Königsberger Bernsteinwerks lassen Vertrag auslaufen / Kombinatdirektor Zazepin setzt vorgeblich auf Direktverkauf seiner Schmuckproduktion

Königsberg (Pr.) Auf den ersten Blick sah die im Frühjahr auffallend spät präsentierte Bilanz des – amtlich immer noch unter der sowjetischen Dinosaurierbezeichnung „Kombinat“ geführten und jüngst sogar noch zum „Kombinat No. 9“ zurechtstilisierten – Königsberger Bernsteinwerks für das Jahr 2019 recht gut aus: Offiziell betrug der Erlös für den ermäßigten Verkauf von 250 Tonnen Bernsteins an örtliche, d.h. russisch-ostpreußische Unternehmen 1,4 Milliarden Rubel, der von 190 weiteren Tonnen zu Normalpreisen an ausländische Käufer ebenfalls. Zusammen mit den knapp 30 Tonnen des eigenen Werksverkaufs an Endkunden ergibt dies Gesamteinnahmen von 3,2 Milliarden und einen Reingewinn von 1,1 Milliarden Rubel.

Wer genauer hinsieht, entdeckt auf der Bilanz allerdings so manchen Schönheitsfleck. Diesmal sind es freilich weder die unbeherrschbar-mafiösen Strukturen des postsowjetisch-ostpreußischen Bernsteinumpfs noch die Absurditäten von sachfremden Moskowiter Anweisungen an das Kolonialpersonal im fernen Beuteland, welche die Bilanz schmälern: Es ist der mit Abstand größte Kunde der russischen Bernsteinförderer, der jetzt mit einem Musterbeispiel moralbefreiter Marktwirtschaft aufwartete. Das chinesische Unternehmen „Dschiangsu-Julinglonger Juwelen-Industrie“ hatte im Dezember 2016 einen Quasi-Monopolvertrag mit der inzwischen zu Russlands zentralem Rüstungs- und Technologiekonzern Rostech gehörenden weltgrößten Bernstein-Förderstätte geschlossen, der beiden Seiten erhebliche Vorteile brachte: Die Chinesen konnten beinahe die Hälfte der Jahresförderung langfristig zu einem festen Vorzugspreis erwerben und so zum Weltmarktführer in Sachen Bernsteinschmuck aufsteigen, die Russen erhielten im Gegenzug Kaufgarantien für einen großen Teil ihrer Produktion und damit verlässliche Einnahmen. Zudem hatten die Chinesen vertraglich zugesichert, die Hälfte des erworbenen Ostseegoldes vor Ort im Königsberger Gebiet durch russische Firmen verarbeiten zu lassen, so dass sich die Neu-Ostpreußen auf den Geschmack der in den Bernstein vernarrten Asiaten einstellen und durch den Verkauf von Endprodukten nunmehr ein größeres Stück vom chinesischen Kuchen abbekommen können sollten.



Warb im Juni 2019 eifrig für den Bernstein: Kombinatdirektor Michail Zazepin (Foto: Delowoj Peterburg)

Es kam letztlich aber alles doch ganz anders, und das Bernsteinwerk hat seinen ursprünglich für mindestens noch eine Verlängerung angedachten Vertrag am Jahresende 2019 vorzeitig gekündigt. Der Grund war, dass die Chinesen sich nicht an die Abmachungen hielten und weder die für 2019 zum Ende der regulären Laufzeit vereinbarten letzten zwei Tranchen von jeweils 100 Tonnen Bernstein gekauft noch jemals zuvor für die versprochene Verarbeitung vor Ort gesorgt hatten, wie Werksleiter Michail Zazepin der russischen Nachrichtenagentur Interfax gegenüber mitteilte. Der finanzielle Verlust würde sich allerdings in Grenzen halten, da die asiatischen Partner ihre Hauptabnahmepflichten in den Jahren 2017 und 2018 mit insgesamt 610 Tonnen pflichtgemäß erfüllt hätten. So ganz darf man dieser Aussage freilich nicht trauen: Noch im Juni 2019 hatte der einst als „Aufräumer“ an den Pregel entsandte Sibirjake Zazepin die Chinesen als „unersetzbare Kunden“ beschrieben und die Zusammenarbeit mit ihnen als „äußerst erfolgreich“ in den höchsten Tönen gelobt. Die Einnahmen durch die Verkäufe an sie würden dem Unternehmen, so hieß es seinerzeit vollmundig, erstmals seit Jahrzehnten eine umfassende Erneuerung seiner technischen Ausstattung erlauben, was auch der Hauptgrund für den Vertragsabschluss gewesen wäre – man hätte jetzt sogar endlich die bereits seit 30 Jahren im Einsatz befindlichen und damit noch endsowjetzeitlichen Schreitbagger ersetzen können, die neben der Strahlspülung das maschinelle Rückgrat der Grobförderung bilden. Die jüngste Einlassung des Direktors sollte also wohl suggerieren, dass alles vom Werk Angestrebte schon bis Anfang 2019 erreicht worden und damit eigentlich alles in bester Ordnung sei.



Ausstellung des Königsberger Bernsteinkombinats (Foto: Königsberger Bernsteinkombinat)

Ehrlich war diese politisch wie verhandlungstaktisch motivierte Aussage offensichtlich nicht, denn für das Bernsteinkombinat bedeutete der Ausfall seines Hauptkunden nämlich in Wirklichkeit, dass ein Abnehmer für knapp die Hälfte der üblichen Jahresproduktion und damit bereits verplante Einnahmen von fast anderthalb Milliarden Rubeln fehlten – ein Leck, das sich naturgemäß nicht einfach ignorieren lässt. Die dadurch hervorgerufene Notlage erklärt denn auch die weitgehende Einstellung der Bernsteinförderung in den letzten beiden Monaten des Vorjahres ebenso wie die schon vorher offensichtlichen händeringenden Bemühungen des Werksdirektors, auf dem Bernsteinforum 2019 in Rauschen Verträge mit dem großen japanischen Schmuckhersteller Beoluna abzuschließen. Letzteres erwies sich offenbar als schwierig, so dass konkrete Angaben über die dabei angeblich erfolgten Abschlüsse ausblieben. Das so an die Wand gedrückte Bernsteinwerk sah sich daher ab der zweiten Jahreshälfte gezwungen, neue Abnehmer in anderen Weltgegenden zu suchen. Gedacht war dabei vor allem an den Nahen Osten – aber auch daraus wurde nichts. Eine angeblich im Zuge der räumli-

chen Ausweitungspläne zur Akquirierung neuer Käufer angesetzte Bernsteinauktion im November konnte nicht einmal eine bescheidene Tonne des „Preußischen Goldes“ absetzen, und das zu allem Übel fast auch noch zum Aufrufpreis – sie erbrachte weniger als eine Million Rubel. Im Dezember sah sich das Werk sogar genötigt, erstmals in seiner Geschichte besonders wertvolle Stücke aus der eigenen Sammlung, sog. Inkluden, also Bernsteineinschlüsse von Pflanzen und Tieren, in einer offenen Auktion abzustoßen. Auch dies noch als Werbemaßnahme abzutun fällt allerdings zunehmend schwer: Eher dürfte es sich um einen Notverkauf zur Begleichung akuter finanzieller Ausstände gehandelt haben. In jedem Fall erwies sich die Verkaufslage am Ende des Jahres als einziges Debakel.

Dieses vernichtende Ergebnis konnte nicht öffentlich stehenbleiben, zumal ein Königsberg-Besuch der einflussreichen Vorsitzenden des Russländischen Föderationsrates, Valentina Matwijenko, ins Haus stand, die für ihr persönliches Interesse an der Bernsteinförderung bekannt ist. So suchte Zazepin auch nach dem Jahresende verzweifelt weiter nach neuen Kunden, deren dringend benötigte Einkäufe dann offenbar stillschweigend rückwirkend für 2019 verrechnet werden sollten. Fündig wurde er schließlich nach langem Suchen – vermeintlich – in den baltischen Staaten und in der Türkei, die ihm zuguterletzt überraschend einen Großteil der jetzt für das „Ausland“ verrechneten 190 Tonnen „Ostsee-Gold“ abnahmen. Der Gesamterlös des Auslandsverkaufs betrug anschließend zumindest nach offiziellen Angaben genau die politisch gewünschten 1,4 Milliarden Rubel des inländischen Verkaufs an russländische Unternehmen und lag damit klar unter dem einstmals mit den Chinesen verhandelten Betrag. Auch von einer örtlichen Weiterverarbeitung war nun natürlich nicht mehr die Rede.



Ähnlichkeit mit einer Mondlandschaft:

Bernsteinförderung in Ostpreußen heute

(Foto: Eduard Moltschanow)

Kann es aber sein, dass die kleinen baltischen Staaten mit einem Mal ihre bisher überschaubare Produktion von Bernsteinschmuck bzw. -souvenirs vervielfachen und / oder die türkischen Juweliere ihre etablierte Fertigung von Preziosen so schnell auf ein für sie und einen Großteil ihrer Kunden weitgehend ungebräuchliches Material umzustellen vermochten? Und kann es sein, dass die Chinesen ihren sicher weiterhin bestehenden erheblichen Bernsteinbedarf allein von der „Halde“, also aus den verbliebenen Resten ihrer bisherigen offiziellen Einkäufe sowie aus den freilich immer noch reichlichen illegalen Grabungen im Königsberger Gebiet und in der Ukraine zu befriedigen wussten? Es sollte also bei näherer Betrachtung nicht überraschen, wenn die neuen Kunden, egal ob es sich bei ihnen um Balten und Türken oder um Vertreter der am Bosphorus nicht wenigen Uiguren bzw. anderer Ethnien handelt, letztlich als Strohmänner der bisherigen chinesischen Käufer agierten und ein Großteil des von ihnen erworbenen Bernsteins anschließend doch wieder zum gleichen Empfänger nach China gelangt – allerdings zu für die Erwerber deutlich günstigeren Bedingungen als früher. Der globale Hauptmarkt für Bernstein bleibt nämlich eindeutig auch weiterhin China, dessen Bevölkerung den Baltischen Bernstein besonders aufgrund seiner „Jadeähnlichkeit“ schätzt, ihren großen Nachbarn im Norden hingegen traditionell wenig ernst nimmt und gerne bereit ist, eine vorhandene Marktmacht gegenüber nicht als gleichwertig erachteten Partnern auch mit Hilfe von Tricksereien umfassend auszuspielen.



Echte Freude sieht anders aus: Werksdirektor Zazepin (rechts neben der Vitrine) mit seinem Laudator nach Verleihung der Ehrenurkunde. (Foto: Kombinat Nr. 9 / G.f.N. - TWW.)

Das scheint freilich auch „den Russen“ nicht entgangen zu sein: Die gewiefte Matwijenko – von Hause aus eigentlich Ukrainerin, aber die Klaviatur der russländischen Politik schon seit Jahren perfekt bedienend – verschob ihren Königsberg-Besuch wohl „zur Sicherheit“ auf unbestimmte Zeit und ließ Direktor Zazepin aus der Ferne eine „Ehrenurkunde“ überreichen: Mit einer solchen Anerkennung lehnt man sich aus der räumlichen Distanz zur Ostsee in Moskau sicher nicht zu weit aus dem Fenster. Auch der sibirische Vordenker Zazepin operierte nun mit einer neuen Strategie und will nun mit großen Worten angekündigte, indes vom Format her kleinere, aber wie sich im Vorjahr zeigte durchaus einträgliche Brötchen backen: Ab 2020 soll das Neu-Königsberger Unternehmen nämlich, wie es offiziell heißt, „den russischen Markt“ stärker ins Auge fassen, da der nach angeblichen Berechnungen erst „zu 1,2 %“ erschlossen sei. Zu diesem Zweck sollen jetzt erstmals eigene Verkaufsstellen im östlichen „Mutterland“ eröffnet werden – allerdings weder in Moskau noch in St. Petersburg oder dem aufstrebenden Kasan, sondern bezeichnenderweise in Irkutsk, Ulan-Ude und Wladiwostok. Dass ein Verkauf in diesen drei sibirischen Handels- und Touristenstädten praktisch nicht auf Russen, sondern vor allem auf chinesische Endkunden oder zumindest auf chinesische Zwischenhändler abzielt, liegt auf der Hand. Der hier mögliche und im Vergleich zur Rohbernsteinveräußerung deutlich einträglichere Absatz von sog. Juwelierarbeiten sollte daher noch in diesem Jahr durch eine Steigerung der eigenen Weiterverarbeitung von zwei auf immerhin vier Tonnen Ausgangsmaterial vorbereitet werden.

Solcherlei Petitessen machten sich freilich nach außen nicht hinreichend gut. Ende März verkündete daher ein rhetorisch sichtlich um Optimismus bemühter Zazepin, dass „man sich“ bereits jetzt und damit so früh wie nie zuvor auf den Verkauf von fast der gesamten auf 400 Tonnen angesetzten Jahresproduktion des neuen Bergbaujahres „geeinigt“ habe. Dies klang nach einem bereits erfolgten Verkauf eines Großteils der angedachten Produktion und damit nach deutlich mehr, als es tatsächlich aussagte – nämlich dass der Bernsteinverkauf des laufenden Jahres bereits jetzt fest, und zwar im Rahmen von 12 Auktionen, organisatorisch angesetzt ist. Verkauft war bis dato fast nichts. Selbst die geplante Fördermenge liegt dabei sogar noch um fast ein Sechstel unter der des Vorjahrs, in dem zum Schluss über gut zwei Monate hinweg keinerlei Bernsteingewinnung erfolgte. Dieser Stillstand setzte sich auch im laufenden Jahr fort, in dem der Abbau – angeblich wegen der „Corona-Epidemie“ – erst am 18. Mai und damit um rund zwei Monate später als normal begann. Das alles klingt nicht recht nach einem Erfolg.

Zum Erhalt des schon aus dem Vorjahr bekannten „positiven Narrativs“ zog Zazepin daher noch einen Trumpf aus dem Ärmel: „Einer der Käufer“ wäre bereit, im kommenden Jahr stolze 300 Tonnen Bernstein abzunehmen. Wer dieser ominöse Großaufkäufer sein könnte, verriet der Direktor freilich nicht, und von den angeblich nur wenige Wochen zuvor akquirierten baltisch-türkischen Großkunden war nun plötzlich gar nicht mehr die Rede. Die angekündigte Menge ließ faktisch nur an ein chinesisches Déjà-vu denken.

Angesichts der sich hier gar zu schnell andeutenden neuen Abhängigkeiten von einem solchen auch seine Kaufwünsche resolut durchsetzenden Partner war Zazepin sogleich bemüht, die erwarteten Sorgen der Königsberger Bernsteinhandwerker zu zerstreuen, indem er versicherte, dass für sie „definitiv genug“ Bernstein übrigbleiben werde. Im Juni schrieb das um einen schönen Schein bemühte Werk sogar formal 50 „+ X“ Stellen für Kunsthandwerker in der eigenen Schmuckproduktion aus. Laut den dabei zitierten Worten des Direktors wollen die Neu-Königsberger künftig nämlich den Hauptteil der eigenen Förderung selber verarbeiten und dazu „bis zu 350 Mitarbeiter“ in diesem Bereich beschäftigen. Ob der „neue Hauptkunde“ aus dem ersten Quartal und die „baltisch-türkischen Großkunden“ der letzten Wochen das schon wussten? Vielleicht brauchte es sie auch gar nicht sonderlich zu kümmern, denn die Ausschreibungsbedingungen wirkten bei Lichte betrachtet nicht gerade attraktiv. Sollten zum Schluss also auch die beiden neueren Ankündigungen, d.h. die der Akquirierung des Großkunden wie die der eigenen Großexpansionspläne, ebenso wie Zazepins ähnlich zuversichtliche Worte ziemlich genau ein Jahr zuvor, wiederum einem notgedrungenen Blick über den Amur geschuldet und letztlich nur verhandlungstaktischer Natur gewesen sein?

Wie desolat die Lage für die russische Bernsteinindustrie tatsächlich ist, zeigte sich ausgerechnet am 21. Juni, dem seit jeher bei den baltischen Völkern mit dem Bernstein verbundenen Tag der Sommer-sonnenwende: Vorgesetzte Instanzen in Moskau entblödeten sich nicht, der Netzseite „The Duran“, einem der beiden bisher wichtigsten englischsprachigen Propagandablogs der russischen Regierung, einen Werbetext für „russischen Bernstein“ aufzunötigen, der in seiner schreienden Primitivität das bisher zumeist eher ansehnliche Niveau dieses Portals um Welten unterschritt. Von der langen deutschen Geschichte der Bernsteingewinnung war in ihm nirgends die Rede, und selbst das allein von ethnischen Deutschen im alten Preußen geschaffene Bernsteinzimmer musste als angeblicher Beleg für die „einzigartige russische Bernsteinkunst“ herhalten. Dieses mit allerlei weiteren Sumpfb Blüten garnierte Machwerk wurde über ein offenkundiges Camouflage-Autorenprofil einer angeblich halb-deutschen Autorin namens „Olivia Kroth“ verbreitet, über das seit einiger Zeit als „Artikel“ getarnte englischsprachige Werbetexte des Moskauer Wirtschaftsministeriums für Produkte verschiedener russländischer Industrien ins Netz gestellt werden. Mit dem jetzigen, in seiner Intention mehr als einfach zu durchschauenden Bernstein-Beitrag ist die mühsam aufgebaute Reputation der Netzseite als Werk von mehr oder weniger unabhängigen, in jedem Fall aber gegenüber der Regierung in Moskau nicht weisungsgebundenen ausländischen Russlandfreunden wohl dauerhaft desavouiert – ein rares Renommee-Kapital des Kremls im internationalen Propagandakrieg wurde so für einen weiterhin äußerst fragwürdigen Erfolg beim Bernsteinverkauf ziemlich unsinnig verbrannt. Als verantwortlicher und überdies an der Materie „Bernstein“ auch noch interessierter Minister dieses schlecht geführten Hauses agierte während der gesamten „Reformzeit“ des Bernstein-Kombinats Maxim Oreschkin, den man lange als aussichtsreichsten Kandidaten für die Nachfolge von Präsident Wladimir Putin gehandelt, im Vorjahr aber offenbar auf höhere Weisung durch die Duma geschasst und Anfang dieses Jahres schließlich im Zuge einer allgemeinen Verfassungs- und Regierungsänderung auf den freilich nur scheinrelevanten Posten eines „Wirtschaftsberaters des Präsidenten“ hinwegbefördert hatte.

Oreschkin gefiel sich in den Jahren zuvor als unerklärter regierungsinterner Hauptgegenspieler des Königsberger Gouverneurs Anton Alichanow, wenn es um die Gunst Putins für jüngere Spitzenkader mit künftigen Ambitionen auf höchste Staatsämter ging – ein Streit, bei dem das Thema „Bernstein“ stets eine bedeutende Rolle spielte. Dass sich die Ambitionen Oreschkins zuletzt zunehmend in die Gegenwart verlagert hatten, dürfte ihn letztlich ins Aus befördert haben. Seinem jetzigen ministeriellen Nachfolger Maxim Reschetnikow wird mit dem „Gold der Ostsee“ wohl ebenfalls kein Sprung auf den Zarenthron beschieden sein.

Welches Schicksal auch immer den neuerlichen Versuchsballons des „ostpreußischen Sibirjaken“ Zazepin und der hochnotpeinlichen Werbung des Moskauer Wirtschaftsministeriums beschieden sein mag, in einem ist man sich im Königsberger Gebiet hinter vorgehaltener Hand ziemlich sicher: Die „Neue Bernsteinstraße“ führt unverändert parallel zur Neuen Seidenstraße – hin zum Endziel China.

Thomas W. Wyrwoll

Königsberger Pläne für einen „Tag des Bernsteins“

Chomlin-Erfinderin Schewtschenko will „Gold der Ostsee“ popularisieren

Königsberg (Pr). In Russisch-Ostpreußen gibt es Pläne zur Ausrufung eines alljährlichen „Tags des Bernsteins“. Diese Idee äußerte anlässlich eines Runden Tisches zur Entwicklung des Königsberger Gebiets mit dem technokratischen Titel „Cluster – ein neuer Aspekt für das Wachstum der Region“ Natalja Schewtschenko, Gründerin und Leiterin der „Masterskaja Chomlinow“ bzw. „Chomlin-Werkstatt“, die für die drei in Königsberg platzierten und in der Bevölkerung durchaus populären „Chomlin“-Figuren verantwortlich zeichnet. Diese menschenähnlichen Karikaturwesen, welche neben der Verkaufsstelle in der Hauptstadt inzwischen auch in zwei speziellen Geschäften an der Samlandküste verkauft und zum Teil selber aus Bernstein hergestellt werden, werben nicht zuletzt für zahlreiche in Verbindung mit ihnen vermarktete Schmuckstücke aus dem „Gold der Ostsee“. Schewtschenko will mit dem angedachten Tag vor allem das Material Bernstein, das sie als „Basis-Rohstoff des Gebietes“ bezeichnet, in der heimischen Bevölkerung popularisieren.



Chomlin-Opa Karl: Ein Ostpreuße als Touristen-Magnet

Als Terminvorlage denkt die Kunsthandwerkerin an das Gründungsdatum des gegenwärtigen Königsberger Bernsteinkombinats, d.h. des neuen sowjetischen Großbetriebs am 21. Juli 1947. Positiv zu diesem Tag äußerte sich ebenso technokratisch denkend Anton Fjodosow, der Leiter des „Clusters der Königsberger Bernsteinverarbeitenden Betriebe“: Im Monat nach dem „Bernstein-Forum“ würde eine Ansetzung für die Bernstein-Handwerker zeitlich gut passen. Ob das jetzt offiziell als „Kombinat Nr. 9“ firmierende Werk freilich angesichts seiner langen deutschen Vorgeschichte und noch mehr ob des in Urzeiten zurückreichenden Alters des Baltischen Bernsteins wirklich eine gute Vorlage für eine solche Datumswahl liefert, darf man sicher mit gutem Recht bezweifeln. Wäre nicht der passendste Termin für einen solchen Tag am ehesten die Sommersonnenwende, zu der die alten Prußen wie die übrigen Völker des Baltikums dem Zyklus der Natur entsprechend der seit Menschengedenken mit dem Stein verbundenen Sonne huldigten?



Ein alter Königsberger zieht auch heute noch junge Damen an!

Schewtschenko dürfte wohl nichts gegen einen solchen Vorschlag einzuwenden haben, denn einem krankhaften Sowjet-„Nationalismus“ hängt sie augenscheinlich nicht an: So benennt sie z.B. eine ihrer drei Chomlin-Figuren „Djeduschka Karl“, also „Opa Karl“, mit einem eindeutig erkennbaren deutschen Vornamen, und auch die zugehörige „Babuschka Marta“ bzw. „Oma Martha“ muss man allein schon ob ihrer pittoresken altdeutschen Tracht zwingend als gereiftes „Marjellchen“ denken, während der nachgeborene Enkel-Chomlin Nr. 3 wohl infolge von bei vielen Russen zu unterstellenden sprachlichen Problemen mit deutschen Kindernamen nur als „Malysch“, also „Kleinchen“ geführt wird – wir befinden uns eben im alten Ostpreußen.



Links: Oma Martha – ein ostpreußisches Marjellchen betört die Russen / rechts: Opa Karl genießt die Sonne auf dem Brückengeländer

Was letztlich freilich aus der sicher guten Idee zu einem regionalen „Tag des Bernsteins“ wird, bleibt indes abzuwarten: Ein Antrag zu seiner Ausrufung liegt bei den Königsberger Gebietsbehörden zur Genehmigung vor.

Text: Thomas W. Wyrwoll / Fotos: www.homlins.com

Virale Annexionsgelüste

Königsberg (Pr) / Moskau / Warschau. Nachdem ein Autor der polnischen Zeitung „Gazeta Wyborcza“ im Zuge einer Diskussion zur Grenzschießung des Königsberger Gebietes infolge der von Moskau verordneten Anti-Corona-Maßnahmen eine Angliederung Russisch-Ostpreußens an Polen insinuiert hatte, um so angeblich die Bevölkerung der Oblast besser mit Lebensmitteln und Medikamenten versorgen zu können, erreichten das Blatt erwartungsgemäß Leserzuschriften, die genau dies auch dezidiert einforderten. Als Mittel hierzu schlugen die zum Mitdenken animierten Freizeit-Außenpolitiker unter anderem ein Beitrittsreferendum seitens der Neu-Königsberger vor. Das Ziel sollte dabei für Polen keineswegs vorwiegend ein humanitäres sein: Eine Angliederung würde nämlich nicht zuletzt ein gemäß der polnischen Staats- wie der Nato-Propaganda ja zu erwartendes Ausgreifen Russlands auf die zwischen Königsberg und den russischen Kernlanden liegenden polnischen Gebietsteile vereiteln.

Es ist durchaus bekannt, dass eine solche weder humanitär noch sicherheitspolitisch gedachte Annexionspolitik seit dem Ende des Kommunismus von den verschiedensten Warschauer Regierungen angestrebt wird. Polnisch-nationalistische Kräfte suchten seit jeher mittels hanebüchener pseudohistorischer Behauptungen eine Annexion nicht zuletzt von ostdeutschen Gebieten zu erreichen und trichtern ihren in argumentativer Hinsicht oft bemerkenswert anspruchslosen Landsleuten ebenso wie nicht wenigen naiven Ausländern bis heute Absurditäten wie ein geschichtliches Anrecht Polens etwa auf Ostpreußen ein.



Kartenausschnitt: das mittlere Ostpreußen mit der Demarkationslinie, die heute die polnisch-russische Grenze bildet

(Archiv PK)

Die frivolen Bemühungen der „Gazeta“ blieben nun auch auf russischer Seite nicht ungehört. Während es Dmitrij Lysakow von der Königsberger Regionalregierung ablehnte, ein solches Ansinnen „einzelner Privatpersonen“ zu kommentieren, reagierte Sergej Zhelesnjak, Abgeordneter der Regierungspartei „Einiges Russland“ in der Moskauer Staatsduma und Mitglied von deren Ausschuss für Außenpolitik deutlich schärfer: Man kenne die polnischen Ambitionen auf, Zitat, „russische Erde“, zu der er auf recht „polnische“ Weise wohl auch Ostpreußen rechnet – diese seien aber jedes Mal an der militärischen Kraft Russlands gescheitert.

Manche scheinbare russische Paranoia hinsichtlich polnischer Ansprüche auf Königsberg hat neben früheren Erfahrungen mit polnischen Besatzern im eigenen Land heute insofern einen realen Hintergrund, als geopolitische Scharfmacher vulgo „Experten“ aus den USA immer wieder, zuletzt im Oktober 2019, öffentlich eine Angliederung der Königsberger Oblast an Polen angeregt hatten. Ähnliche freigelegte Angebote im Bezug auf dasselbe Gebiet ließ man amerikanischerseits freilich zugleich auch gegenüber Litauen vernehmen, wobei es Wilenser Politiker aus ethnopolitischen Gründen wohlweislich schon in der Sowjetzeit vermieden hatten, auf derlei früher auch aus Moskau zu hörende Offerten einzugehen. Die rechtmäßigen Bewohner Ostpreußens und ihre Nachfahren erreichte hingegen bisher bezeichnenderweise keinerlei Anfrage, ob sie nicht ihre Heimat zurückerhalten wollten.

Thomas W. Wyrwoll

Thorn ist eine Reise wert

Ende vergangenen Jahres beschlossen einige in Sachsen-Anhalt lebende und durchweg jüngere Leser des *PREUSSEN-KURIER*, Silvester einmal in Westpreußen zu feiern; dabei entstanden auch sehr stimmungsvolle Fotos. Da die schöne Stadt an der Weichsel in unserem kleinen Magazin bislang ein wenig zu kurz kam, baten wir um Bilder und eine kurze Schilderung der Reiseeindrücke.

Nach einem regnerischen Start führte uns der geplante Weg über die gut ausgebaute Autobahn bis nach Posen, um dann nordwärts ins Kulmer Land zu fahren – nach Thorn, im heutigen Polen. Gegründet im Jahre 1231 von den Rittern des deutschen Ordens lässt sich der Name der Stadt von der in Palästina aufgegebenen Kreuzritterfestung Torun ableiten, was dann womöglich auch den Ausschlag gab, durch die polnische Verwaltung den Stadtnamen anzupassen.



Das Altstädtische Rathaus in Thorn in der Nachmittagsdämmerung

Die Erkundung der Altstadt zog sich bis tief in die Nacht, ohne eine Spur von Beklommenheit oder gar Furcht; keine aggressiven, finsternen Gestalten, keine marodierenden Jugendbanden, nur ruhige und freundliche Nachtschwärmer – wann hat man das zuletzt in einer deutschen Großstadt erlebt...?

Was bei Nacht bereits zu erahnen war, bestätigte sich bei Tageslicht des darauffolgenden Tages. Weder bei den Sitzgelegenheiten direkt am Ufer der Weichsel, noch in den Straßen der Altstadt konnte man Müll oder Zigarettenkippen finden. Im Vergleich zum Wittenberger Schwanenteich oder den Straßen und Plätzen der „kleinsten Großstadt der Welt“ für uns jedenfalls eine Besonderheit. Der Müll wird zudem in der Altstadt unterirdisch bis zur Entsorgung eingelagert! Nur die Anwohner haben Zugriff, so dass im Vergleich die Wittenberger „Tonnenparade“ in der Altstadt an bestimmten Tagen wie aus dem Mittelalter stammen könnte.

Für die öffentlichen Bereiche, wie z.B. dem Marktplatz, sind ebenfalls unterirdische Müllcontainer vorgehalten, die dann allerdings jeder nutzen kann. Leider konnten wir über die Höhe und Erhebung der Abfallgebühren auf die Schnelle nichts in Erfahrung bringen!



Im Umfeld des Rathausplatzes mit der Heiliggeistkirche

Eine wunderschöne, gut erhaltene und sanierte Altstadt, die zudem gleich mit vier Kirchen aufwarten kann, schließt sich diesem sauberen und ordentlichen Eindruck an. Zudem gab es noch lecker Essen und einige andere schöne „Aussichten“; die Menschen waren durchweg gut gekleidet, besonders die Frauen wirkten stets adrett.



Teil der Deutschordensburg; hier, im „Hotel 1231“, hatten wir auch übernachtet



Links: Straßenszene unweit des Rathauses / rechts: Blick in die große Strohkrippe, die in der Nähe der Marienkirche unter freiem Himmel aufgestellt war

Man ist sich des deutschen Erbes in Polen durchaus bewusst, auch wenn die polnische Regierung das anders sieht und Deutschland, je nach Laune, wegen angeblich noch offenen Kriegsreparationen vor den Kadi zerren möchte. Das Gebäude der ehem. Außenstelle der Reichsbank ist ebenso noch vorhanden wie das Gefängnis, das übrigens tatsächlich noch wie ein solches aussieht.



In diesem Gebäude befand sich früher die Thorner Nebenstelle der Deutschen Reichsbank

In Thorn wird natürlich auch dem berühmtesten Sohn der Stadt, Nikolaus Kopernikus, gedacht. An wichtigen Feiertagen hängt an allen öffentlichen, wie auch an vielen privaten Gebäuden, die polnische Nationalflagge. „Flaggen-Phobie“ kennt man hier anscheinend nicht...

Ebenfalls ist es in Thorn möglich, Parkgebühren mit neuster Technik bezahlen zu können (die teilweise noch vorhandenen Uralt-Automaten im heimischen Wittenberg hingegen können noch nicht mal wechseln!). Parkausweise für Anwohner sind auch vorhanden und werden im Auto sichtbar hinterlegt. (Gab es auch mal in Wittenberg bis 2016, dann folgte das berühmte „Luther-Jahr“ [2017 – 500 Jahre Reformation], und seither wird gnadenlos abkassiert!)

Auch zum Jahreswechsel ging es in Thorn ruhig und ohne die bekannten deutschen Probleme zu. Es gab in Thorn weder Böller noch Raketen, die auf Passanten oder Ordnungsbehörden gefeuert wur-

den, noch gab es offensichtliche Alkoholleichen. Man feierte gemeinsam das neue Jahr mit einem Feuerwerk, Eisbahn und einer deutsch-polnischen Polonaise. Auch die vielen offenen Kirchen waren gut besucht, denn das Verhältnis „Hirten/Herde“ ist bei der polnischen katholischen wie auch der (ziemlich marginalen) evangelischen Kirche weit weniger entfremdet als in der Bundesrepublik, sondern offen und direkt.



Links: Kopernikus-Denkmal am Rathaus / rechts: Heiliggeistkirche

Fazit: Eine tolle Reise zum Jahreswechsel, die wir gern auch zu einer anderen Jahreszeit wiederholen werden, denn man fühlte sich nicht nur sicher, sondern war es auch!



Links: Silvester wird gemeinsam gefeiert – mit Feuerwerk, Eisbahn und Polonaise / rechts: der Neujahrsmorgen findet die hübsche Altstadt sauber und frei von Schnapsleichen; niemand käme hier auf die Idee, seine Mitmenschen anzupöbeln oder zu bedrohen!

Vielen Dank sei auch an die Belegschaft des „Hotel 1231“ für das wunderbare Abendmenü ausgesprochen sowie an unsere kleine Reisegesellschaft.

Wir werden gerne wiederkommen!

Text und Fotos: Maik Bialek

Gastkommentar: Die offene Wunde

von Jan Mainka, Chefredakteur und Herausgeber der BUDAPESTER ZEITUNG



Jan Mainka

Liebe Leserinnen und Leser des PREUSSEN-KURIER,

Versailles und Trianon gehören zwar beide gleichermaßen in die Kategorie der Pariser Vorortverträge. Doch während Trianon im Bewusstsein der meisten Ungarn heutzutage immer noch allgegenwärtig ist, verhält es sich mit Versailles völlig anders. 100 Jahre nach dem traumatischen Ereignis ist Versailles kaum einem Deutschen ein Begriff.

Wie lebendig die Erinnerung an Trianon im heutigen Ungarn noch immer ist, das lässt auch ein Blick auf die vielen Ereignisse im Zusammenhang mit dem aktuellen Jubiläum erkennen. Ebenso das monumentale **Trianon-Denkmal**, das in bester Lage mit Blick auf das Parlament soeben fertiggestellt wurde. Ein **Versailles-Denkmal**, gar noch in Berlin in der Nähe des Reichstages? **Undenkbar!**

Dass Trianon in Ungarn noch immer viel stärker präsent ist als Versailles in Deutschland, hat sicher auch etwas mit der monströsen Unverhältnismäßigkeit dieses Friedensdiktats zu tun. Während Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg „nur“ 13 Prozent seines Territoriums einbüßte, verlor das damalige Ungarn 72 Prozent (!) seines Staatsgebietes. 3,3 Millionen ethnische Ungarn (im Fall von Deutschland: 3,5 Mio. Deutsche, davon allein 1,2 Mio. in Westpreußen) gelangten quasi über Nacht unter eine fremde Herrschaft. Das von den Siegermächten so gerne beschworene „Recht der Nationen auf freie Selbstbestimmung“ galt für sie nicht.

Sicher ist auf jeden Fall, dass eine Aufarbeitung der Versailles- und Trianon-Traumata im gegeb-

nen europäischen Kontext nur friedlich erfolgen kann. Während bezüglich Trianon in der ungarischen Gesellschaft ein großer Konsens herrscht, sind die Ereignisse von Versailles in der deutschen Gesellschaft zu Unrecht derart verdrängt, dass hier eine Konsensbildung in weiter Ferne ist.

Über Trianon und Versailles offen zu reden und zu trauern, ist auf jeden Fall ein vernünftiger Ansatz. Ebenso, die Verbindung mit den Auslandsdeutschen und -ungarn zu stärken. Da die meisten von ihnen in EU-Ländern leben, könnte sich hier sicher auch die EU nützlich(er) machen. So etwa durch den Erlass und die wirksame Kontrolle von einheitlichen Mindeststandards für ethnische Minderheiten.

Und natürlich könnten auch symbolische Gesten beitragen, die Wunden zu schließen. Warum kann nicht beispielsweise ein französischer oder rumänischer Staatsgast bei seiner nächsten Budapest-Visite kurz einmal beim neuen Budapester Trianon-Denkmal vorbeischaun? Warum besucht nicht ein polnischer Politiker auf Staatsbesuch in der Bundesrepublik einmal das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen, das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg oder das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf? Es müsste ja nicht gleich ein „historischer Kniefall“ à la Willy Brandt 1970 in Warschau werden... Hilfreich wären sicher auch internationale wissenschaftliche Projekte oder eine Historikerkommission, um der Wahrheit von damals gemeinsam auf die Spur zu kommen und jegliche Gerüchte zu zerstreuen.

Sich darauf zu verlassen, dass die alle Wunden angeblich heilende Zeit ganz alleine die Arbeit verrichtet, könnte sich allein schon in Anbetracht der Größe, mit der das hundertjährige Jubiläum zumindest in Ungarn begangen wird, als ein sehr langwieriger Prozess erweisen. Nachhaltiger und schneller wäre es sicher, neue Wege zu beschreiten.

Ob nun im bilateralen Rahmen oder im Rahmen der EU. Sicher ist auf jeden Fall: Ein Europa ohne offene Wunden ist ein gesünderes und stärkeres Europa.

Herzliche Grüße aus Budapest!

**Jan Mainka
Chefredakteur & Herausgeber der
BUDAPESTER ZEITUNG**

Manfred & Marek

Aspekte der schwierigen Nachbarschaft von Deutschen und Polen

Teil 2: Krieg der Verlierer

*Anm. d. Red.: Selten erreichten uns so viele Reaktionen wie auf den in Heft 1/2020 begonnenen Artikel, der hier fortgesetzt wird. Die Rückmeldungen waren überwiegend positiv, es gab auch etwas Kritik, welche zumeist mit „Völkerverständigung“, „Verhältnis Polen-Deutschland“ u. a. begründet wurde. Die Schriftleitung legt Wert auf die Feststellung, daß mit diesem Beitrag **weder** die Völkerverständigung **noch** das deutsch-polnische Verhältnis in Frage gestellt, sondern Letzteres lediglich einer genauen Betrachtung unterzogen werden soll – und das durchaus im Sinne der Ersteren; denn: kann es Verständigung ohne Verstehen geben...?! Sicher nicht! Darum und wegen des großen Interesses bringen wir nachstehend die Teile 2 und 3 des Artikels, den wir damit heute abschließen.*

Der Verfasser des Textes ist Jurist, Volkswirtschaftler und Historiker. Beruflich war er u. a. Anwalt, Ministerialbeamter im Bundesinnenministerium und später Leiter einer Verfassungsschutzbehörde.

Der deutsch-polnische Krieg begann am 1. September 1939, der europäische Krieg zwei Tage danach, am 3. September 1939, und der Zweite Weltkrieg 1941, also knapp zwei Jahre später.

Hoch zu Ross – polnische Illusionen und ernüchternde Wirklichkeit

Der militärische Teil des deutsch-polnischen Krieges dauerte nicht viel länger als drei Wochen. In diesen zerplatzten die britisch-französisch-polnischen Propagandablasen, eine nach der andern:

- keine deutschen Proletarier-Massen riefen zum Generalstreik gegen Hitlers Mobilmachung auf – richtig war vielmehr, dass sich Kriegsbegeisterung nicht zeigen mochte. Das deutsche Volk registrierte den Kriegsbeginn mit eisigem Schweigen (wer's nachvollziehen möchte, lese die Meldungen aus dem Reich, die der SD-Inland Woche für Woche für einen winzigen Leserkreis im Staats- und Parteiapparat produzierte). Da mochte der eigens einberufene Reichstag seinem Führer noch so applaudieren, wie er wollte, kein Funke sprang über.
- kein deutscher Hund wurde mit blankem Säbel binnen Tagesfrist hunderte Kilometer bis zur Havel zurückgejagt – richtig ist vielmehr, dass sich deutsche Kampfpfänger von polnischen Ulanen-Lanzen als unverwundbar erwiesen. Tausende tapferer polnischer Kavalleristen, denen man das Gegenteil versichert hatte, lagen Anfang September 1939, von deutschen Maschinengewehren buchstäblich niedergemäht, tot auf der Rominter Heide.
- kein deutscher Militärapparat brach unter den gewaltigen See-, Land- und Luftschlägen der verbündeten Schutz- und Garantiemächte Frankreich und Großbritannien zusammen – richtig war lediglich, dass beide – Frankreich allerdings nur nach heftigem britischen Druck – dem Deutschen Reich am 3. September 1939 den Krieg erklärten. So hatte es die Kriegspartei innerhalb der britischen Konservativen seit Monaten geplant. So war es unter maßgeblicher Beteiligung von Winston Churchill ausgeführt worden. Weiter geschah jedoch nichts. Ein paar britische Langstreckenbomber warfen nachts viele Propagandaflugblätter und einige Sprengbomben über dem westlichen Reichsgebiet ab, und die französische Armee rückte in die Verteidigungsanlagen der Maginot-Linie ein, wo sie die Folgemonate tatenlos zubrachte.

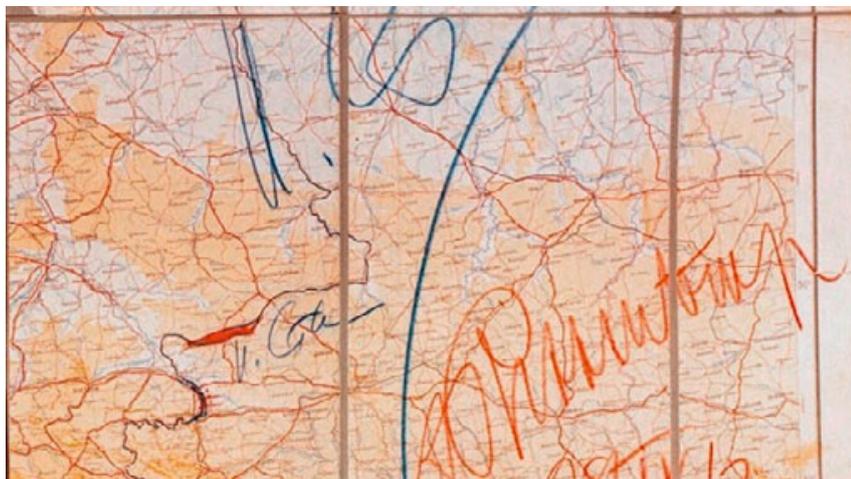
Statt polnischer Luftschlösser lernte die Welt den Blitzkrieg kennen. Er hieß nicht von vornherein so, sondern erst nach dem Polenfeldzug. Noch etwas später ging der Begriff in die angloamerikanische militärische Sprachwelt ein. Der Blitzkrieg, das war die Kombination von gepanzerten Großverbänden mit direkter Luftunterstützung in einem offensiven Bewegungskrieg. Seine Erfolgs-Strategie war, den Feind zu stellen, mit geballter Feuerkraft zu durchbrechen, in die Tiefe seines Raums vorzustoßen, um beizudrehen, den Gegner einzukesseln und zu vernichten. Letzteres war dann die Aufgabe der nachgezogenen nichtgepanzerten Verbände, während erstere zum nächsten Schlag ausholten.

Gegen diese Art der Kriegführung wehrten sich die Polen tapfer, aber chancenlos. Ihr Offizierskorps dachte noch in den Kriegsannahmen des 19. Jahrhunderts. Seine Kriegserfahrungen stützten sich auf Kampf gegen die undisziplinierten Horden der Roten Armee in den frühen 1920-er Jahren. Die Wehrmacht war von anderem Kaliber.

Leere Versprechungen – die polnischen Verbündeten gehen ihre eigenen Wege

Wie der Krieg gegen die Deutschen ausgehen würde, konnte spätestens 14 Tage nach Kriegsbeginn nicht mehr fraglich sein. Die Reaktionen in den Hauptstädten Europas und Nordamerikas waren allerdings höchst unterschiedlich:

- Aus Warschau nahmen die Hilfeersuchen den Ton der Verzweiflung an. Die polnische Regierung begann, ihre Flucht vorzubereiten.
- In Paris fühlte man sich in der kurz vor dem Krieg vorgenommenen negativen Einschätzung der Polen bestätigt. Man hatte das Militärmündel vergeblich davon abzuhalten gesucht, mit dem Deutschen Reich Streit anzufangen. Auch wirkte der Ärger noch nach, dass sich die Polen, ohne mit der Wimper zu zucken, an der Seite Deutschlands bei der Zerstörung des anderen französischen Mündels, der Tschechoslowakei, beteiligt hatten. Zudem war es der französischen Führung sehr wohl bewusst, dass weder im Fall der Tschechoslowakei noch im Falle Polens, die eigene Militärdoktrin, das Einbuddeln in der Maginot-Linie, jemanden daran hindern konnte, in Osteuropa Krieg zu führen, vor allem Deutschland nicht.
- In London tickten die Uhren etwas anders. Seit 1934/35 betrieb man erneute Hochrüstung, vor allem bei den Luftstreitkräften. Das 1937 etablierte Ministry of Economic Warfare MEW, das Ministerium für die Wirtschaftskriegführung, hatte nun seinen Betrieb voll aufgenommen. Man war sich dort sicher, Deutschland würde nach wenigen Monaten Krieg erschöpft aufgeben müssen. Der Wegfall Polens würde unangenehm sein, aber er kam nicht überraschend. Eine britische Militärmission hatte in den letzten Vorkriegstagen den künftigen Verbündeten als militärischen Schwächling bezeichnet. Man tröstete sich damit, dass die weitere Last des Landkriegs bei Frankreich und seiner zahlenmäßig überlegenen Armee liegen werde.
- In Washington rieb man sich erfreut, wenn auch heimlich, die Hände. Der ungünstige militärische Gang der Dinge in Polen würde Frankreich und Großbritannien mehr als bislang dazu bringen, in den USA Kriegsmaterial einzukaufen. Solche Geschäfte hatte der US-Kongress der Regierung zwar strikt untersagt, aber diese umging das Verbot mit windelweichen und scheinheiligen Begründungen. Diese wurden schließlich akzeptiert, denn es gilt und galt in den USA: Geschäft ist Geschäft.
- In Moskau hatte der Diktator den Kriegsausbruch mit Befriedigung betrachtet. Die kapitalistischen Mächte, so sein Kalkül, würden sich gegenseitig ruinieren. Wenn denn der Kriegsentschluss des Co-Diktators in Berlin durch die deutsch-sowjetischen Abreden vom August 1939 beflügelt worden waren, umso besser. Doch der rasante Vormarsch der Wehrmacht war nicht das, was Stalin sich gewünscht hatte. Ganz und gar nicht. Vielmehr musste er nun befürchten, dass die Deutschen nach wenigen weiteren Tagen ganz Polen besetzt haben würden. Er traute Hitler zu, dass für diesen das geheime Zusatzabkommen zum Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 nun keinen Pfifferling mehr wert sein würde.



Mit einem Federstrich: Stalins blauer Buntstift auf der Landkarte zum Zusatzabkommen des Hitler-Stalin-Pakts vom 23. August 1939 nahm die Teilung Polens vom Herbst 1939 vorweg. Links unten die Unterschrift von Stalin, rechts die von Ribbentrop.

Diese Abrede teilte Osteuropa, einschließlich Polens, in zwei Einflusszonen auf, eine deutsche und eine sowjetische. Zum Zusatzabkommen gab es eine Landkarte als Anlage. Auf dieser Karte hatte Stalin eigenhändig mit einem blauen Buntstiftstrich die künftige Grenze gezogen. Beide Außenminister – von Ribbentrop und Molotow – hatten den Strich als Grenzregelung abgezeichnet. Nun war es für Stalin die höchste Zeit, Nägel mit Köpfen zu machen. Deshalb marschierte die Rote Armee am 16. September 1939

in Ostpolen ein. Bemerkbaren militärischen Widerstand gab es hiergegen nicht mehr.

Der polnische Staat befand sich im Stadium der Selbstaflösung, die Reste der Armee waren in Warschau eingekesselt. Einer deutschen Aufforderung zur Kapitulation folgte die zur Festung erklärte Stadt nicht. Sie wurde daraufhin mit Artillerie beschossen und aus der Luft bombardiert. Der Einmarsch deutscher Truppen erfolgte auf dem Fuße. Soweit sie es vermochten, flohen die Reste der polnischen Armee und die polnische Führung nach Rumänien und von dort in alle Welt.

Da capo – die neuerliche Teilung Polens

Ein selbständiges Polen hatte gerade einmal 20 Jahre Bestand gehabt. Das Land wurde erneut geteilt.

Hierbei hielten sich die Deutschen peinlich genau an die Abreden des Hitler-Stalin-Pakts. Gebietsteile des sowjetischen Einflussbereichs, die von der Wehrmacht bereits besetzt worden waren, wie Stadt und Festungsgebiet von Lemberg, wurden an die Rote Armee herausgegeben. Für Polen begann die Zeit der Fremdherrschaft erneut. Es gilt unter Fachleuten als umstritten, auf welcher Seite der neuen Grenze das schlimmere Regime herrschte. Dieser Teilungszustand fand ein Ende, als die Wehrmacht im Juni 1941 die Sowjetunion angegriffen und das Gebiet des ehemaligen Polens bald vollständig besetzt hatte.

Die deutsche Besetzung wäre schon wegen der Kürze ihrer Dauer (1939-44/45) kaum der Erwähnung wert, wenn nicht zwei Ereignisse eingeschlossen wären, an denen kein Geschichtserzähler vorbeikommt. (1) Zum einen handelt es sich um die Errichtung einer umfangreichen deutschen Rüstungsindustrie auf polnischem Boden, (2) zum andern um den Warschauer Aufstand 1944 und seine Liquidierung.

(1) Nach der Besetzung des Landes wurden auf polnischem Boden umfangreiche Industrieanlagen für die deutsche Kriegswirtschaft errichtet. Sie wurden mit Zwangsarbeitern betrieben. Soweit es sich hierbei um Juden handelte, waren diese im gesamten besetzten Europa, einschließlich Deutschlands, gewaltsam zusammengetrieben und mit der Bahn in die Zielorte in Polen deportiert worden. An Ort und Stelle wurden die Arbeitsfähigen in die Arbeitslager überführt, etliche Kinder zur Zwangsadoption ausgesucht und die Arbeitsunfähigen in Vernichtungslager überstellt, wo sie ermordet wurden. Eine erhebliche Zahl der auf diese Weise betroffenen polnischen Juden waren nur deswegen von der deutschen Besatzung mit Präzision und einiger Leichtigkeit zu erfassen gewesen, weil es eine bemerkbare Kollaboration mit antisemitisch gesinnten Polen gab. Diesen Umstand heute in Polen zu erwähnen, ist dortzulande unter Strafe gestellt.

(2) Auf Kollaboration beruhte auch der Erfolg der deutschen Besatzung, polnischen Widerstand im Keim ersticken zu können. Die Deutschen konnten ausnutzen, dass es in Polen drei miteinander verfeindete politische bzw. ethnische Hauptrichtungen gab: die polnischen katholischen Nationalisten (weitgehend identisch mit dem polnischen Vorkriegsregime und seinen Anhängern), die polnischen Sozialisten bzw. Kommunisten (identisch mit den vom Vorkriegsregime definierten Staatsfeinden) und die Ukrainer, denen ein deutsches Vorgehen gegen das ehemalige polnische Herrenvolk gelegen kam. Beide polnische Hauptrichtungen hatten ihre Unterstützer im Ausland, die polnischen Kommunisten in Moskau und die polnischen Nationalisten in einer Exilregierung, die in Großbritannien residierte.

Dort in London beschloss man im Sommer 1944, der als unmittelbar bevorstehend vermuteten Besetzung der Hauptstadt Warschau durch die Rote Armee zuvorzukommen und an Ort und Stelle einen Aufstand auszulösen, der die deutsche Besatzung hinwegfegen sollte. Die Aufständischen glaubten, Grund zur Eile zu haben, denn die 1944-er Sommeroffensive der Roten Armee hatte die deutsche Heeresgruppe Mitte buchstäblich ausgelöscht, sodass die russischen Panzerspitzen in den ersten Augusttagen 1944 an einigen Stellen die Weichsel erreichten. Dort allerdings blieben sie, was bei den Aufständischen niemand für möglich gehalten hatte, stehen. So gewannen eilig zusammengekratzte deutsche Sicherungs- und Partisanenbekämpfungsverbände Zeit, sich der Bekämpfung der Aufständischen zu widmen.

Wie sie dies taten, gehört vermutlich zu den brutalsten Einsätzen, die während des Zweiten Weltkriegs unter deutschem Befehl stattfanden. Besonders taten sich in Weißrussland rekrutierte SS-Einheiten hervor, die vor der Roten Armee geflohen waren und nun in einer Weise plünderten, marodier-

ten und mordeten, dass sich die deutsche Führung zur Wahrung der Truppendisziplin gezwungen sah, sie aus dem Verkehr zu ziehen und ihre Anführer hinzurichten.

Um auch dies zu erwähnen: Die Aufständischen ersuchten alle Welt um Hilfe. Es war vergebens. Der britische Premier Winston Churchill, der eine Versorgung der Aufständischen aus der Luft mit Hilfe von Langstreckenbomben der Royal Air Force vorschlug, biss bei Stalin auf Granit. Es hätte nämlich dessen Zustimmung bedurft, um die Maschinen nach dem Lastenabwurf und vor ihrem Rückflug nach Großbritannien auf sowjetischen Feldflughäfen auftanken zu lassen. Indessen: der sowjetische Diktator winkte ab. Das, was im Moment in Warschau passierte, passte in sein Kalkül. Es war dies die Vernichtung der noch am Leben befindlichen polnischen nationalistischen katholischen Führung. Dieses Geschäft besorgten ihm die Deutschen.

So kam der Aufstand zum Erliegen. Die Überlebenden kapitulierten. Sie wurden wider Erwarten nicht als Freischärler an Ort und Stelle erschossen oder aufgehängt, sondern wie reguläre Kriegsgefangene behandelt und abgeführt.

Die sowjetische 1945-er Januar-Offensive brachte dann das endgültige Ende der deutschen Besatzung, aber nicht die Befreiung Polens, wie man heutzutage in manchem deutschen Geschichtsbuch nachlesen kann, sondern nur die Ablösung des einen Besatzers durch den nächsten.

©Helmut Roewer, Februar 2020

Teil 3: Polen und Deutschland als Spielball der Weltmächte

Spätestens 1943 begannen die alliierten Großmächte USA, Großbritannien und Sowjetunion mit ihren gemeinsamen Planungen, wie die Landkarte Europas nach dem gewonnenen Zweiten Weltkrieg auszusehen habe. Schnell zeigte sich ein Interessengegensatz bezüglich Polens.

Polen als Kriegsbeute – die Konferenz von Teheran

Zwischen dem 28. November und dem 1. Dezember 1943 beim ersten Zusammentreffen der Großen Drei – das waren Roosevelt, Churchill und Stalin – kam in Teheran die Polensache explizit zur Sprache. Hierbei zeigte es sich, dass Stalin auf jeden Fall den Teil Vorkriegspolens zu behalten beabsichtigte, den er sich nach Kriegsausbruch im September 1939 angeeignet hatte. Für Churchill war das ein Problem. Schließlich war Großbritannien 1939 offiziell und mit propagandistischem Getöse wegen Polens Unversehrtheit in den Krieg gegen Deutschland gezogen. Eine Zustimmung zur erneuten Teilung des Landes würde man schwerlich der Öffentlichkeit erklären können. Roosevelt hingegen musste auf eine starke polnisch-stämmige Minderheit in den USA Rücksicht nehmen – jedenfalls dann, wenn er im November 1944 erneut und damit zum vierten Mal die Wahl zum US-Präsidenten gewinnen wollte.

Beide Politiker hatten zudem Beklemmungen, dass sie bei einer Zustimmung zu den Plänen Stalins de facto ihr Gütesiegel unter die Ergebnisse des Hitler-Stalin-Pakts vom 23. August 1939 setzen würden. Stalin wusste Rat. Schlau wendete er ein, dass es ihm um nichts anderes gehe als um die Wiederherstellung der Curzon-Linie. Diese östliche Grenze Polens war 1919 von den alliierten Siegermächten des Ersten Weltkriegs festgelegt worden. Das damals noch junge Sowjetrusland hatte niemand gefragt. Jetzt, so der sowjetische Diktator listig, könne wohl niemand was dagegen haben, wenn er die von den alliierten Experten gefundene Lösung umsetze.

Um zu verstehen, worum es ging, muss man einen Moment in die unmittelbare Nachkriegszeit des Ersten Weltkriegs zurückblenden. Ein unabhängiges Polen zu gründen, war gemeinsamer Wunsch der Sieger. Ihre Motive waren unterschiedlich. Frankreich wollte, dass das Deutsche Reich an seiner Ostgrenze unablässig Streit hatte, Großbritannien wollte hingegen einen Landpuffer gegen die Gefahr der Weltrevolutionierungsideen des bolschewistischen Russlands. Diese Gefahr war konkret. Lenins Rotarmisten waren unterwegs, um über Warschau nach Berlin zu marschieren. Vor den Toren Warschaws wurden sie von einer polnisch-französisch-britischen Allianz gestoppt und sodann in die Flucht geschlagen.

Damit wollten sich die Polen nicht begnügen. Vielmehr setzten sie gen Osten nach, bis sich ihre Kavalleriespitzen weit in Weißrussland und in der Ukraine befanden. Sie kamen erst zum Stehen, als ihre Neufreunde im Westen ihnen die weiteren Geldmittel für derartige Abenteuer entzogen. Der an-

schließende Vertrag von Riga bestätigte weitgehend die polnischen Gebietsgewinne. Sie sorgten bis 1939 für Dauerstreit zwischen Polen und der Sowjetunion.

Jetzt, 1943 in Teheran, hatte Stalin es in der Hand, den Streit um die ostpolnischen Gebiete zu seinen Gunsten zu entscheiden. Er legte seine Streichholzschachtel auf den Verhandlungstisch und bemerkte süffisant, wenn sich denn in den von ihm beanspruchten Gebieten tatsächlich Polen befinden sollten, dann müsse man sie halt verschieben. Was Stalin mit der Streichhölzern, die er seitlich aus der Schachtel schob, vorführte, wurde von den beiden anderen Kettenrauchern ohne weitere Worte verstanden. Gemeint war eine Umsiedlung der zu verschiebenden Polen in die Ostgebiete des Deutschen Reiches. Ihr wurde nicht widersprochen.

Allen Beteiligten am Tisch war klar, dass dies zugleich eine zwangsweise Aussiedlung der Deutschen aus Ostdeutschland bedeuten würde. Roosevelt flüchtete sich in Wolkiges, so wie das seine Art war, doch Churchill stimmte der Vertreibung der Polen und der Deutschen durch einen Trick zu. Er einigte sich mit Stalin auf die Definition von Interessenssphären. Danach würde Osteuropa Stalins Interessengebiet sein, während Churchill im Gegenzug freie Hand in Griechenland verlangte und erhielt.

Sowas kommt von sowas – die Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten als Folge der Einigung über die polnische Westverschiebung

Die Folgekonferenzen von London (1944, ohne die Großen Drei), Jalta und Potsdam (beide 1945) änderten an den Grundlagen, die in Teheran Gestalt angenommen hatten, nichts mehr Wesentliches. In London war die Teilung Deutschlands besprochen und beschlossen worden, in Jalta die Einbeziehung Mittelosteuropas in den sowjetischen Herrschaftsbereich und in Potsdam die Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten und dem Sudetenland.

Die Vertreibung der Deutschen begann noch während der laufenden Konferenz. Um eine gescheite und langfristig haltbare Lösung für das besiegte Deutschland zu finden, reichten die Gemeinsamkeiten der Sieger hingegen nicht mehr aus. Heraus kam nur eine Art von Verwaltungsvereinbarung, nach der sich jeder der Sieger um seine Besatzungszone zu kümmern habe, und dass man sich die Lösung für Deutschland als Ganzes als gemeinsame Aufgabe vorbehalte.

Deutschland als Ganzes, das bedeutete das Deutsche Reich in den Grenzen von 1937 – also einschließlich der deutschen Ostgebiete, die man soeben den Polen überlassen hatte. Die tatsächliche Grenze zwischen Deutschland und Polen wurde entlang der Oder und der Görlitzer Neiße gezogen. Die Odermündung mit der Hafenstadt Stettin und einem Teil der Insel Usedom wurden den Polen von Stalin darüber hinaus großzügig zugestanden. Dafür sackte er das nördliche Ostpreußen rund um Königsberg bis zur Memel ein. Diese, von Stalin vorgenommene Grenzziehung bestimmt auch heute noch die Grenz-Verhältnisse östlich der Oder.

Die Vertreibung der Deutschen aus den deutschen Ostgebieten und dem Sudetenland vollzog sich unter den schlimmstmöglichen Gewalttätigkeiten. Verlässliche Zahlen der von der Vertreibung unmittelbar betroffenen Deutschen und ihrer Todesopfer sind nur schwer zu ermitteln. Aus den frühen 1950-er Jahren stammende bundesdeutsche Faustzahlen kommen vermutlich der Wahrheit am nächsten. Danach wurden mindestens 15 Millionen Deutsche vertrieben. Nur zwischen 11 und 12 Millionen überlebten das Desaster von Entkräftung, Verhungern, Gewalt, Plünderung, Totschlag und spurlosem Verschwinden.

Die Mehrzahl von diesen wird schließlich als Strandgut des Krieges in den Westzonen Deutschlands angeschwemmt. Ihre Integration dauert Jahre. Sie ist nur möglich, weil die Überlebenden selbst es so wollen. Sie wollen es mit eisernem Willen. Ihr Ziel ist es, wieder auf die Beine zu kommen. Das erstaunliche an diesen Männern und Frauen ist ihre Unauffälligkeit. Sie nehmen jede Arbeit an und hausen unter den abenteuerlichsten Bedingungen. Es ist eine Umwelt, die von der Notwendigkeit vorangetrieben wird, die katastrophalen Folgen des alliierten Bombenkrieges zu überwinden. Und der westdeutsche Staat? Er spendet hier und da einen Lastenausgleich in Geld und den Kindern der Vertriebenen täglich eine Schulmilch.

Man spricht heute noch vom Wirtschaftswunder der jungen Bundesrepublik. Mit gleichem Recht sollte man vom Integrationswunder der Vertriebenen sprechen. Vermutlich bedingten beide einander. Ein guter Indikator für dieses Gelingen ist das Schicksal der eigens für die Belange der Vertriebenen gegründeten politischen Partei, Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE).

Sie kam aus den Kinderschuhen kaum heraus und verschwand dann in der Bedeutungslosigkeit. Es blieben die Treffen der verschiedenen Vertriebenen-Volksgruppen. Revisionistisches Reden dort wurde bald zur Rarität, man beschränkte sich aufs Erinnern. So ist es noch heute.



Und eine Schulmilch für die Kinder von Vertriebenen: Aufnahme eines unbekanntes Fotografen, vermutlich Ende der 1940-er Jahre.

Ost und West – die Zweiteilung der Welt

Das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen wurde durch die Zweiteilung der Nachkriegswelt bestimmt. Der Eisener Vorhang verlief mitten durch Deutschland. Westlich davon wurde der sich bildende westdeutsche Staat Mitglied der West-Bündnisse, vor allem der Nato. Dem ostdeutschen Staat ging es kaum anders, sein Militärbündnis hieß Warschauer Pakt. So kam es zum lang andauernden Kuriosum, dass sich Deutsche und Deutsche bewaffnet und als Feinde gegenüberstanden, und demzufolge Deutsche auf der einen Seite als Gegner der Polen und auf der anderen Seite als deren Verbündete. Ob diese theoretische Feindschaft/Freundschaft einem Praxistest standgehalten hätte, ist zum Glück für alle Beteiligten nie getestet worden.

Wie es um das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen in dieser Zeit in Wirklichkeit stand, lässt sich bestenfalls spekulativ beantworten. Ich nehme an, dass auf westdeutscher Seite das Verhältnis zu Polen eher von Gleichgültigkeit dominiert war, schließlich war man kein unmittelbarer Nachbar mehr. In der DDR gab es hingegen, wenn ich mich nicht irre, hinter der Fassade der internationalistisch-kommunistischen Völkerfreundschaft eine latente Feindseligkeit. Ob das auch umgekehrt der Fall war, habe ich nicht herausfinden können.

Wie dem auch sei, nicht nur die Deutschen gingen nach 1945 einen bitteren Weg, in Polen ging der von 1939 weiter. Die Zahlen der aus dem ehemaligen östlichen Polen in die deutschen Ostgebiete zwangsweise Umgesiedelten wurde meines Wissens nie seriös ermittelt. Bereist man die ehemaligen deutschen Ostgebiete, so kommt einem der Verdacht, dass es deutlich weniger waren als die von dort vertriebenen Deutschen. Zum Umsiedlungschaos gesellte sich die langandauernde sowjetische Zwangsherrschaft, die von der KP Polens und ihren Vasallen exekutiert wurde.

Entsprechend den Vorgaben aus Moskau wurde nicht nur gegen die polnischen Nationalisten vorgegangen, sondern auch und erneut gegen die polnischen Juden. Im Parteikauderwelsch hieß diese Verfolgung der *Kampf gegen das Kosmopolitentum*. Hierbei traf es Kommunisten und Nicht-Kommunisten gleichermaßen.

Ein später prominent werdender unter den jüdischen KP-Funktionären war beispielsweise der Hauptmann der polnischen Staatssicherheit Marcelli Reich. Er hatte sich bei der Verfolgung von polnischen Abweichlern in London einen Namen gemacht. Nach seinem Entkommen in die Bundesrepublik nannte er sich Marcel Reich-Ranicki (1920-2013). Er blieb ein unbarmherziger Kämpfer, wenn auch nur an der Literatenfront. Er blieb das bis zu seinem viel zu frühen Tode. Sein Memoirenbuch mit dem bescheidenen Titel *Mein Leben* gibt Auskunft, wen alles er unter dem Applaus der Kultur-Schickeria zu ruinieren gesucht hat.

Doch weg vom Einzelfall und zurück zum deutsch-polnischen Verhältnis: Es sind zwei Ereignisse, die einer kurzen Beleuchtung bedürfen.

(1) Zum einen handelt es sich um den deutsch-polnischen Vertrag von 1970. Er löste eine wilde Debatte über etwas aus, was er auch bei bestem gegenteiligem Willen nicht hätte leisten können, nämlich den Verzicht der Bundesrepublik (alt) auf die deutschen Ostgebiete, da die Souveränität der Bundesrepublik damals wegen des Deutschland-Vorbehalts der alliierten Siegermächte des Zweiten Weltkriegs gar nicht so weit reichte. Immerhin blieb in den Köpfen der Leute das Bild eines deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt hängen, der in Warschau vor dem Denkmal für die Gefallenen niederkniet *).

(2) Einen deutlichen Misston zwischen der DDR und Polen gab es ab den späten Siebziger Jahren, als die Polen damit begannen, den kommunistischen Staatsglauben durch den Katholizismus zu unterlaufen. Man sagt, der in Rom als Johannes Paul II. auf den Papst-Thron gelangte Pole Karol Wojtyła habe hieran einen maßgeblichen Anteil gehabt.

Wenn sich fortan streikende Polen der Danziger Lenin-Werft öffentlich bekreuzigten, wurde das in Westdeutschland in Verkennung der Lage als Folklore gedeutet, während der Ostblock, einschließlich der DDR, die zutreffende Folgerung zog: Dieses hier war eine Häresie, die nicht geduldet werden durfte, wollte man nicht in Kauf nehmen, dass das ganze sozialistische Gebäude in sich zusammensackte. Demzufolge wurden rund um Polen die Armeen des Warschauer Pakts in Marschbereitschaft versetzt. Der Einmarsch unterblieb, da sich Polens Kommunisten entschlossen, einen General an die Spitze zu stellen und das Kriegsrecht auszurufen. Das Regime bekam die Lage wieder unter Kontrolle. Ob der finstere General mit der dunklen Brille dies mit Brutalität oder Geschick hinbekam, wartet noch auf eine seriöse Aufklärung.



Foto links: General Wojciech Jaruzelski verkündet im Dezember 1981, um die drohende sowjetische Invasion abzuwehren, das Kriegsrecht in Polen. Man beachte die auffällig drapierte polnische Nationalflagge hinter dem kommunistischen Militärfunktionär.

Die Lage in und zwischen den sowjetischen Satelliten-Staaten blieb fortan gespannt. Im Ostblock machte der Witz die Runde: Seine Freunde kann man sich aussuchen, seine Brüder nicht.

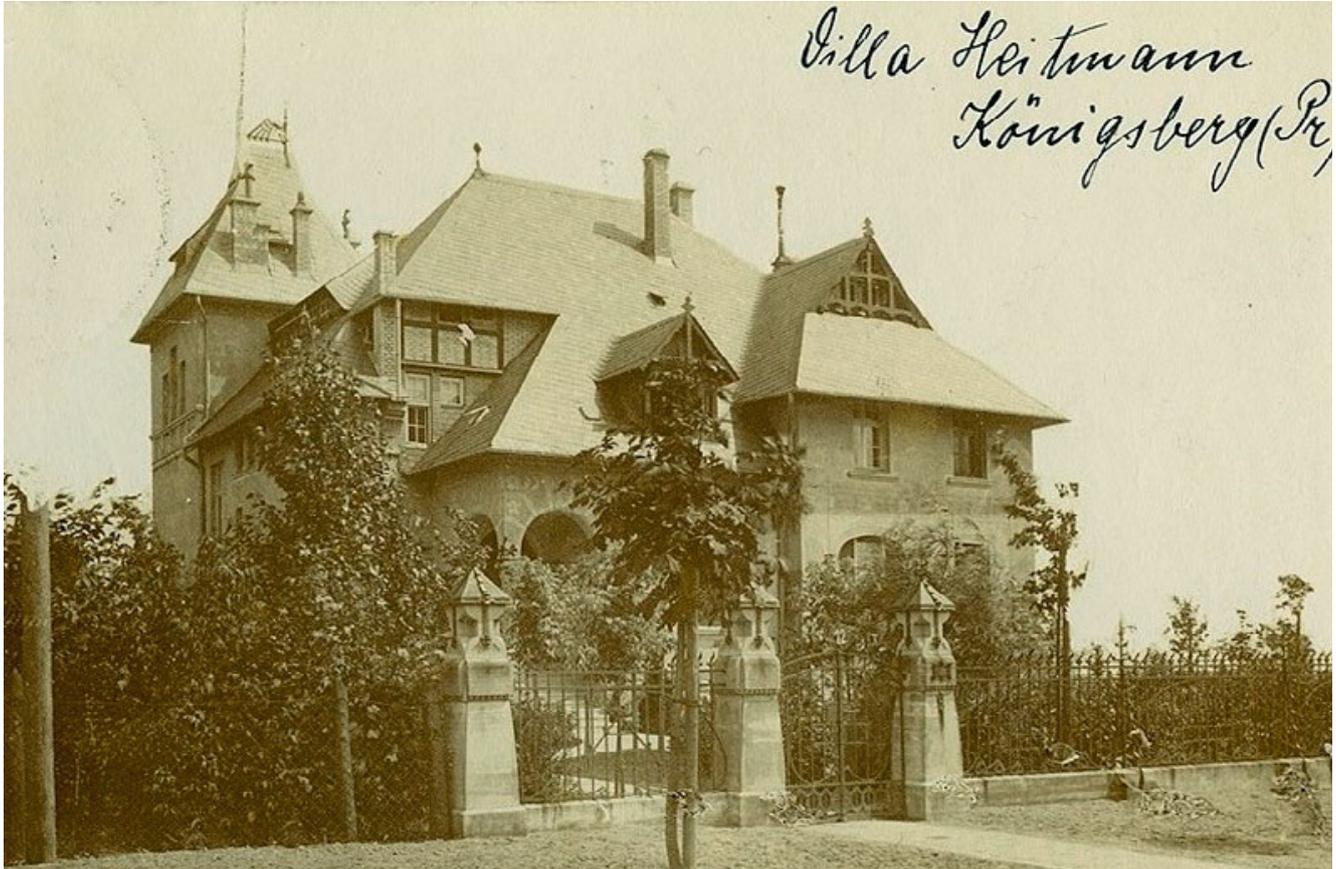
Wer nun genau wann den nächsten Schritt in Richtung der Auflösung der Blöcke machte, ist hier nicht das Thema, sondern es interessiert nur, dass der Ostblock einschließlich seiner Kolonialmacht Sowjetunion 1989-92 implodierete. Aus diesem Grunde kam auch das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen erneut und unter neuen sowie uralten Aspekten auf die politische Agenda.

©Helmut Roewer, Februar 2020

*) Anm. d. Verf.: Die Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrages erfolgte am 7. Dezember 1970 in Warschau (Zeittafel in: Arnulf Baring: Machtwechsel, Stuttgart, DVA, 1982, S. 775). Der Auftritt Brandts erschien dem Autor, der als der wichtigste Chronist jener Jahre gilt, offenbar nicht wichtig genug, um ihn im Text zu erwähnen. In Willy Brandt: Erinnerungen, Berlin, Propyläen, 1989, kommt die Szene im Bildteil vor. Sie ist karg unterschrieben: „Der Kniefall von Warschau.“ Der Text, S. 214: „Das Warschauer Programm sah am Morgen meiner Ankunft zwei Kranzniederlegungen vor, zunächst am Grabmal des unbekanntes Soldaten. Dort gedachte ich der Opfer von Gewalt und Verrat. Auf die Bildschirme und in die Zeitungen der Welt gelangte das Bild, das mich kniend zeigte – vor jenem Denkmal, das dem jüdischen Stadtteil und seinen Toten gewidmet ist.“ Diese Aussagen von Brandt machen die Sache nicht gerade klarer. H.R.

Der Architekt Friedrich Heitmann – ein deutscher Baumeister

Es war ein seltsames Bild, das sich den Königsbergern an einem Sommertag des Jahres 1902 bot. Nahezu unbemerkt, doch von einigen Spaziergängern dennoch registriert, wehte auf dem Dach einer Villa eine Fahne. Die leichte Brise, die vom Frischen Haff her vorüberzog, entfaltete den Stoff und gab ein Motiv preis, das dem Kenner verriet: hier wird an das Westfalenland erinnert. Die Adresse gab dann auch die Lösung des Rätsels preis: Kastanienallee 12 in Amalienau, wo der Entwickler dieses Stadtteils wohnte.



Villa Heitmann (Königsberg, Kastanienallee) (Foto privat)

Bei aller westfälischen Verbundenheit war er einer der angesehensten Bürger Königsbergs geworden: Friedrich Heitmann, Architekt und Baumeister. Im Jahre 1902, kurz vor seinem 50. Geburtstag, konnte er bereits auf ein schaffensreiches Leben zurückblicken und mit Zuversicht nach vorne schauen. Wenn wir heute durch die Stadt gehen, sind immer noch Zeugnisse seines Wirkens vorhanden, die zu Königsberg gehören wie die Fleck oder der Dom.

Friedrich Adalbert Eduard Heitmann. Geboren am 27. Oktober 1853 in Ahlen, Westfalen. Sohn des Königl. Preuß. Justizrats Eduard Heitmann und seiner Ehefrau Theresia, geb. Vogelsang. Ahlen, 43 km südöstlich von Münster gelegen, hatte am Ende des 19. Jahrhunderts schon eine schwere Geschichte hinter sich. In den Jahren 1505, 1551 und 1592 suchten Pestepidemien den Ort heim, und auch die Lepra dezimierte in der frühen Neuzeit die Bevölkerung. Verheerende Stadtbrände in den Jahren 1483, 1668 und 1744 taten das übrige, um ein Aufblühen der Stadt immer wieder zu verhindern. Daß die Stadt nicht vollends herunterkam, mag auch an dem starken christlichen Glauben katholischer Provenienz gelegen haben, der hier stets heimisch war, wenngleich die Chroniken auch noch bis in das 17. Jahrhundert hinein von Hexenprozessen berichten. Als die Stadt 1815 an Preussen kam, zählte sie gerade mal 3.535 Menschen. Doch nun begann eine Blüte, die gefördert wurde durch technische Entwicklungen wie die Cöln-Mindener Eisenbahn oder den Abbau des seltenen Minerals Strontianit, das vor allem in der Zuckerindustrie zur Restenzuckerung von Melasse eingesetzt wurde. Weiterhin wurde in Ahlen – als Randgemeinde zum südlich gelegenen Ruhrgebiet – eine metallverarbeitende Industrie angesiedelt. In Ergänzung entwickelten sich holzverarbeitende Betriebe, Schuhfabriken und die Herstellung emaillierter Geschirre, bei der überwiegend Arbeiter aus der zuge-

wanderten Landbevölkerung tätig waren. Die „Pöttkesfabriken“ begründeten einen dauerhaften Ruf der Stadt und sorgten für einen regen Austausch der Menschen untereinander. In diese Welt der frühen Industrialisierung wurde Friedrich Heitmann hineingeboren.

Nach Absolvierung der Grundschule besuchte Heitmann das Gymnasium im westfälischen Coesfeld, wo er bis zur Unterprima lernte. Das Interesse für Technik muß schon in diesen frühen Jahren entstanden sein, denn anschließend wechselte er zum Studium an die technische Hochschule in Frankenberg in Sachsen von April 1872 bis 1875. Dort legte er die Abschlussprüfung ab, um danach den für junge Männer damals üblichen Militärdienst zu absolvieren.

Nach dieser vaterländischen Pflicht, die ihn viel später in seinem Leben noch einmal bewegen sollte, trat er eine Stelle als Vermessungsgehilfe im Katasteramt des vorpommerschen Ortes Anklam an. Fortan im Dienst der Kaiserlichen Reichspost- und Telegrafien-Verwaltung beschäftigt, legte er eine grandiose „Reifeprüfung“ ab mit dem Bau des Anklamer Postamtes, das heute noch als Zeugnis dieser Epoche steht. Ende August 1877 war er bei der Kaiserlich deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung in Stettin tätig. Es folgten Architektenaufträge für die Postämter in Leipzig, Swinemünde und Rostock. Der Weg war erfolgreich begonnen, und er führte Heitmann ins ferne Königsberg in Ostpreußen, wohin er 1886 durch eine Berufung von der Oberpostdirektion versetzt wurde. Bei den Postneubauten in Gumbinnen und Pillau hatte der damals 33-jährige bereits die Bauleitung inne. Er ließ sich in Königsberg als Baumeister nieder und wurde aufgrund seiner Fähigkeiten und seiner Tüchtigkeit schnell in Stadt und Land bekannt.



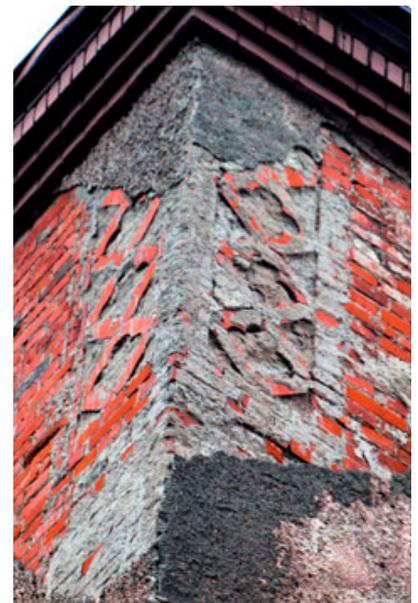
Postamt von Heitmann in Pillau (Ostpr) (Foto: Bildarchiv Ostpreußen)

In Königsberg arbeitete Heitmann einige Zeit für die Firma August Honig, bis er 1894 an einem Preisausschreiben teilnahm. Gefragt wurde nach einem Entwurf für ein geplantes Studentenheim ganz neuer Art. Es sollte die Lehrräume wie auch Räume für Freizeit und Sport verbinden. Heitmann reichte seine Arbeit ein – und gewann den ersten Preis, der in der 3. Fließstraße im Tragheim auch zur Ausführung kam. Die Palästra Albertina sollte ein prägendes Gebäude der Stadt werden. Und Heitmann machte sich als Architekt selbstständig.

Die Palästra Albertina steht heute noch. Ihre ursprünglich neugotische Fassade von Heitmann wurde in den 1930er Jahren – im Geschmack der Zeit – durch eine Fassade im Stil der Neuen Sachlichkeit ersetzt. Heute ist in dem Gebäude ein Schwimm- und Sportzentrum der Baltischen Flotte untergebracht. Doch ihre Architektur bleibt mit Heitmann verbunden.



Palästra Albertina (Foto: Bildarchiv Ostpreußen)



Palästra Albertina im Tragheim 2019; rechts: Putzarbeiten legten 2015 die Rautenornamente vorübergehend frei

Wir können es uns vorstellen: ein freier, kreativer Geist; dazu eine Disziplin, die Friedrich Heitmann schon mit Anfang 30 einen Namen mit Gewicht verschafft hatte. Und gegenüber eine preußische Ministerialbürokratie, vor der sogar Heitmanns Zeitgenosse Theodor Fontane die Flucht ergriffen hatte.

Es ist eine verführerische Vorstellung, wie die beiden Männer wohl miteinander ausgekommen wären, wären sie sich je begegnet. Heitmann tat sich dagegen mit einem befreundeten Baurat zusammen, Herrn Joseph Kretschmann. Zusammen gründeten sie 1898 die „Königsberger Immobilien- und Baugesellschaft“, die in der Folge die Villenkolonie Amalienau schuf und auch etwa 2/3 aller dort befindlichen Villen errichtete. Das Angebot reichte vom baureifen Grundstück bis hin zum schlüsselfertigen Gebäude inklusive der botanischen Außenanlagen.

Die Kombination war ideal. Während Kretschmann als Baurat die amtlichen Wege zu gehen wußte, ließ Heitmann seiner Kreativität freien Lauf. Das Geschäft florierte, und schon bald stand der Name des Architekten Friedrich Heitmann für ein stadtbildendes Panorama. Der Stil von Heitmann wurde

ausgedrückt in historisierenden Bauformen, mit denen er moderne Interpretationen der Gotik, der Romanik und der mittelalterlichen Deutschordens-Architektur schuf.

*Foto rechts: Geschäftshaus der Königsberger Immobilien- und Baugesellschaft, Lawsker Allee 28 um 1900
(Foto: Bildarchiv Ostpreußen)*



Die Stadt Königsberg bereicherte Heitmann neben der Palästra Albertina mit folgenden Gebäuden:

- 1899-1901 die Königin-Luise-Gedächtniskirche an der Lawsker Allee im neoromanischen Stil,
- 1901 das fantastische Hauptpostamt und Telegrafentamt am Gesekusplatz in dunkelrotem Backstein; markanter Orientierungspunkt auf jeder alten Stadtansicht mit seinem Kontrast zum Schloß-turm. Es ist leider nicht mehr erhalten.



Hauptpostamt am Gesekusplatz (Foto: Flickr)

- 1902-1904 die Adalbertskapelle in Amalienau im neugotischen Stil, die zur Zeit wieder als Kirche entsteht.
- 1910 die nicht erhaltene Lutherkirche am Viehmarkt in einem beeindruckenden Stil der Neorenaissance.



- Die St. Josephs-Kapelle in Ponarth mit angeschlossenem Waisenhaus.
- 1904-1907 die Kirche zur Heiligen Familie auf dem Haberberg im neugotischen Stil. Heute ist dort die Kaliningrader Philharmonie untergebracht.

Die Kirche zur Heiligen Familie/ Kaliningrader Philharmonie ist allgemein bekannt. Von den Nachfahren, der Familie Ulrich Galandi, erhielten wir den überlieferten ersten Entwurf von Heitmann, der eine viel größere Kirche zeigt. Dieser Entwurf kam nicht zur Ausführung, weil damals der Kauf der benötigten Nachbargrundstücke nicht zustande kam.

Für Heitmann war das kein Problem. Als Architekt und auch als Künstler war es ihm eine Fingerübung, Widrigkeiten in kreative Ideen umzuwandeln. Das Ergebnis, die notgedrungen kleinere Kirche, ist auch heute noch eine Sehenswürdigkeit der Stadt Kaliningrad, die sogar auf Schulheften für russische Kinder abgebildet ist.

*Foto links: Lutherkirche am Viehmarkt
(Foto: Bildarchiv Ostpreußen)*



Kirche Zur Heiligen Familie auf dem Oberhaberberg; links: heutiger Zustand als Kaliningrader Philharmonie / rechts: Heitmanns erster Entwurf (Foto: Slg. Familie Ulrich Galandi)

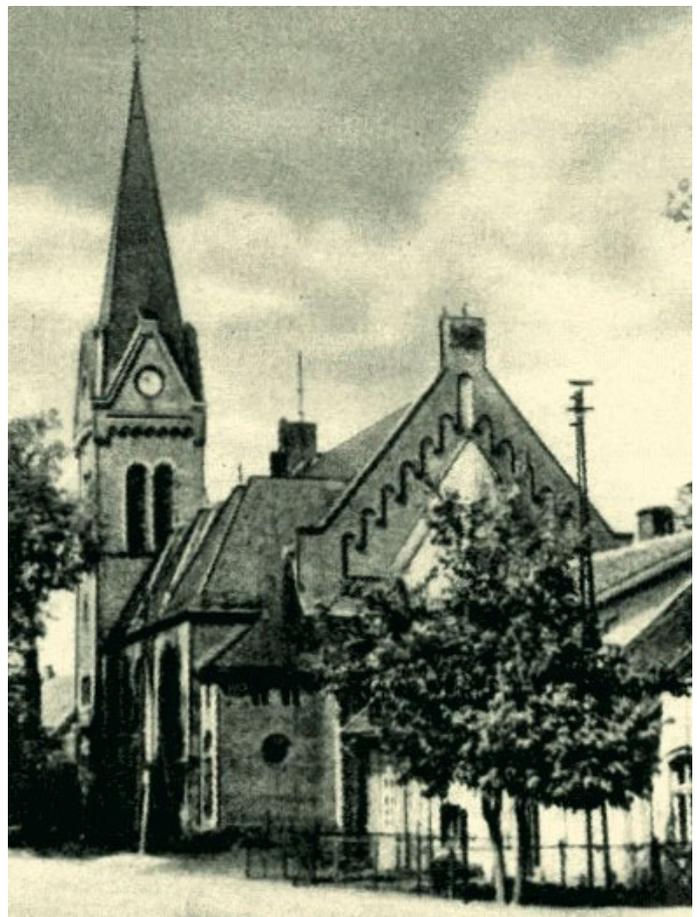
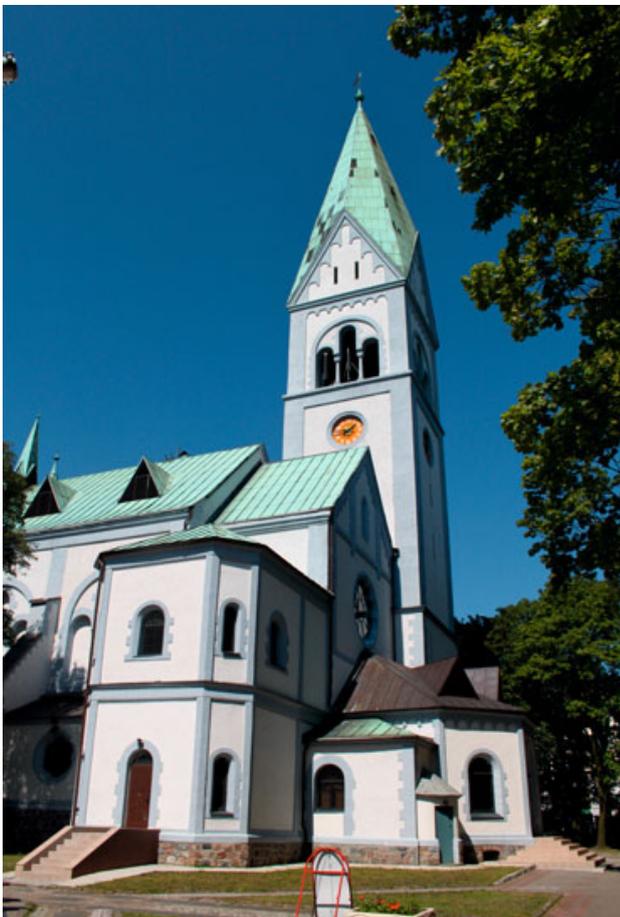
Doch auch die ost- und westpreußische Provinz profitierte von Heitmanns Können. Prominente Beispiele sind: die Herz-Jesu-Kirche in Allenstein (*nächste Seite: schauen Sie auf den Kirchturm – er zitiert den Turm des Königsberger Schlosses!*), die St.-Bruno-Kirche in Insterburg (*Fotos unten*) oder das Krankenhaus in Mohrungen. Weitere Kirchenbauten schuf er u. a. in Groß-Kleeberg, Braunsvalde, Rastenburg (*Foto Mitte*), Diwitten, Kobulten, Pillau, Groß Bössau, Osterode, Schönbrück (*Foto rechts*) und Tapiau.





Die Allensteiner Herz-Jesu-Kirche von 1903 ist eines der bekanntesten Bauwerke des Königsbergers Heitmann, der aus dem Westfalenlande kam. Mit dem Kirchturm hat er offenbar eine liebenswürdige Hommage an den Turm des Königsberger Schlosses gesetzt.

Selbst die Kirche in Groß-Friedrichsdorf wird ihm zugeschrieben. Wenn man den heute noch existierenden Kirchturm anschaut, ist eine sehr starke Ähnlichkeit mit der Luisenkirche in Königsberg zu erkennen (Fotos unten: links Königin-Luise-Gedächtniskirche in Königsberg, rechts Kirche in Groß-Friedrichsdorf [Bildarchiv Ostpreußen]).



Die vielen Kirchenbauten in seinem Werk waren nicht durch Zufall entstanden. Friedrich Heitmann war ein frommer katholischer Christ, dem Humanität, Pflichtgefühl und die Verbundenheit zum Vaterland gleichermaßen zu eigen waren. Eine bescheidene und bodenständige Natur, wurden seine Leistungen auch aus der Ferne gewürdigt. Papst Pius X. verlieh Friedrich Heitmann das Ehrenkreuz Pro Ecclesia et Pontifice als Dank für die vielen Kirchenbauten in Ostpreußen. Zu der Zeit war Heitmann bereits Träger des preußischen Kronenordens IV. Klasse, den er 1901 aus der Hand von Kaiser Wilhelm II anlässlich der Einweihung der Luisenkirche erhalten hatte. Als er zwei Jahre später das katholische Pendant zur Luisenkirche, nämlich die Adalbertskapelle für die größer werdende Gemeinde in Amalienau schuf, steuerte er einen großen Teil der Baukosten aus seinem Privatvermögen bei.



Kapelle St. Adalbert, links: ca. 1904 (Bildarchiv Ostpreußen) / rechts: Innenraum 1930er Jahre (Slg. Familie Ulrich Galandi)

Heitmann hatte sich inzwischen gegenüber der Adalbertskapelle, in der Kastanienallee Nr. 12, eine eigene Villa errichten lassen. Es wurde ein geräumiges und geschmackvoll eingerichtetes Gebäude, das ein gastfreies Haus war. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verkehrte hier die Königsberger Gesellschaft und pflegte einen reichen geistigen Austausch über alle Berufs- und Standesgrenzen hinweg. (Foto rechts: Blick ins Wohnzimmer, um 1910 [Bildarchiv Ostpreußen])



Friedrich Heitmann hatte 1896, mit 43 Jahren, die um 20 Jahre jüngere Tochter des Königsberger Oberpostmeisters Wächter geheiratet. Die gesunde, junge Frau gebar ihm drei Töchter Annemarie, Marie-Theresia und Elisabeth, und einen Sohn Wynrich. Die familiäre Balance blieb erhalten, als Heitmann seinen beruflichen Tätigkeiten mit voller Energie nachging. Es war eine glückliche Zeit.



Familie Heitmann: v.l.n.r. Annemarie, Fritz, Marie-Theresia, Wynrich, Elisabeth und Anny Heitmann, ca. 1910 (Slg. Familie Ulrich Galandi)

In diesen arbeitsreichen Jahren fand Friedrich Heitmann stets noch den Freiraum, sich in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. So gehörte er über mehrere Jahre der Königsberger Stadtverordnetenversammlung an. Seine Fachkompetenz, aber auch ein sanguinischer Zug in seinem Wesen trugen dazu bei, daß sein Rat gesucht und geschätzt wurde. Auch unterstützte er die Gründung eines Krieger-Vereins in Amalienau-Ratshof, der zum gesellschaftlichen Leben im Westen Königsbergs beitrug. Als guter Kenner der Bautechnik setzte er sich für die Denkmalpflege ein und erreichte den Schutz so manchen alten Bauwerkes, das ansonsten der Vergessenheit anheim gefallen wäre.

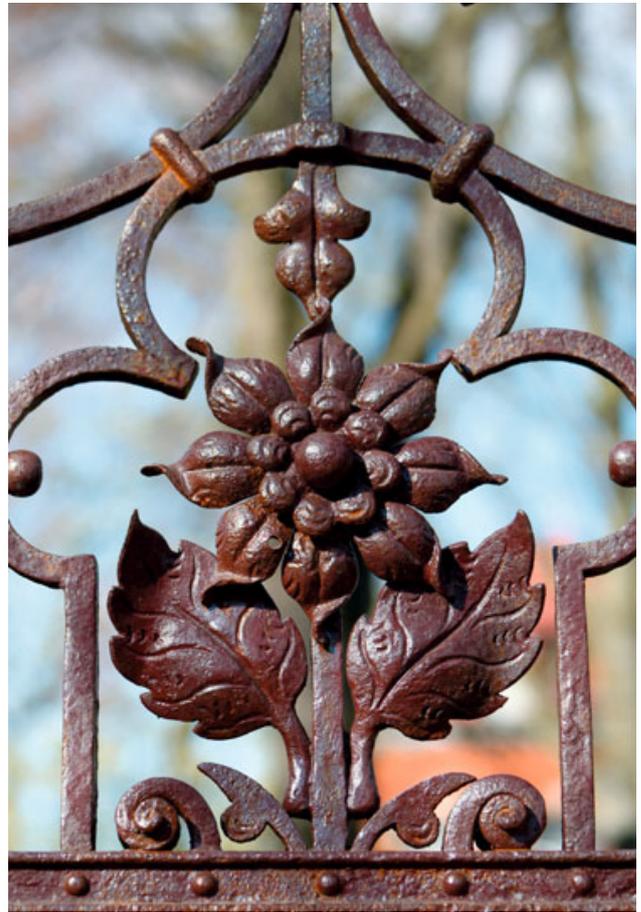
Friedrich Heitmann hatte, trotz aller Ehrungen und allem Vermögen, das er durch seine stete Arbeit erwirtschaftet hatte, nie vergessen, woher er kam. Dies bewies er 1914, als er zu Beginn des I. Weltkrieges aller Äußerlichkeiten entsagte und sich im vorgerückten Alter freiwillig den Waffenrock anzog, um dem Staat und dem Land, das ihm so viele Möglichkeiten zur Entfaltung gegeben hatte, etwas zurückzugeben. Heitmann wurde Hauptmann der Landwehr und rückte mit einer Munitions-Kolonne aus, mit der er auch an der Schlacht bei Tannenberg teilnahm. Wurde er im November 1914 noch mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet, erlitt er kurze Zeit später – da zählte er bereits 61 Jahre – einen schweren Herzanfall. Er wurde in ein Lazarett nach Königsberg entlassen, doch eine Gesundung sollte sich trotz aller Bemühungen nicht mehr einstellen. Krankheit und ein langes Siechtum folgten, und die berufliche Tätigkeit konnte nicht mehr ausgeübt werden. Ein schwerer Schicksalsschlag für einen Mann, der immer so viel gegeben und für andere gesorgt hatte.

Das Baubüro wurde aufgelöst, die Villa in der Kastanienallee Nr. 12 mußte verkauft werden, und Friedrich Heitmann zog in das Pfarrhaus seiner geliebten St.-Adalberts-Kapelle. Dort starb er nach aufopfernder Pflege seiner Frau und seiner Töchter am 13.08.1921 im Alter von nur 67 Jahren.

Die Beisetzung fand am 17.08.1921 auf dem katholischen Friedhof an der Dürerstraße in Königsberg-Amalienau statt. Noch einmal waren weite Kreise der Stadt Königsberg gekommen, um ihn zur letzten Ruhe zu betten.

Die sterbliche Hülle war in St. Adalbert unter kostbaren Blumenspenden aufgebahrt. Die Messe wurde von Probst Stoff unter Assistenz des Direktors von St. Elisabeth aus der Ziegelstraße im Löbenicht und zwei Kaplanen zelebriert. Die Gesänge führte ein Teil des Semrauschen Kirchenchores aus. Professor Stanislaus Cauer war gekommen, dazu der Provinzialkonservator und viele angesehene Bürger der Stadt.

Nach der Feier setzte sich der Zug nach dem katholischen Friedhof in Amalienau in Bewegung. Dort hielt Probst Stoff nach der Einsegnung eine Gedächtnisrede für den Entschlafenen. Sie lehnte sich an die Schriftworte „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben....“ an. Die Lebensarbeit von Friedrich Heitmann wurde gewürdigt und hiervon insbesondere seine Kirchenbauten in Ostpreußen, an die dankbar erinnert wurde. Der Geistliche schloß mit Worten des Trostes an die Hinterbliebenen, und der Gesang des Chorals „Wie sie so sanft ruhen“ beendete die Feier.



Amalienau: altes Ornament eines schmiedeeisernen Zaunes



St.-Elisabeth-Krankenhaus in der Ziegelstraße im Löbenicht (2019)

Auf seinem schlichten Grabstein standen neben den Geburts- und Sterbeorten die Worte:

***Hier ruhet in Gott
Fritz Heitmann
ein deutscher Baumeister
geb. 27. Okt. 1853
gest. 13. Aug. 1921
Die Liebe höret
nimmer auf***

Ein schaffensreiches und verantwortungsvolles Leben hatte seinen Wanderweg auf dieser Erde beendet. Friedrich Heitmann war heimgegangen. Sein Werk überdauerte die Zeit.



Lawska Allee Richtung Luisenkirche im Vorfrühling 2020 (Foto: Evgeny Mosienko)

Es bleiben noch ein paar Fortschreibungen:

Amalienau ist bis heute ein bevorzugtes Wohnviertel in Königsberg/Kaliningrad geblieben. Viele Villen dienen als Kinderhorte oder als Genesungsheime. Manche sind sehr beeindruckend restauriert worden. Der Charakter einer Gartenstadt hat sich bis heute erhalten.

Der katholische Friedhof an der Dürerstraße existiert heute nicht mehr. Er ist eine Grünfläche geworden mit einem Baumbestand, der selbst schon ein stattliches Alter erreicht hat. Nichts deutet darauf hin, daß hier einst ein Friedhof war. Auffällig mag allenfalls sein, daß ein solches „grünes Zimmer“ inmitten einer Wohnbebauung besteht.

Die Luisenkirche, die Heitmann 1901 für die evangelische Gemeinde baute, hat die Stürme der Zeit überstanden. Der III. Altstädtische Friedhof, der dieser Kirche angeschlossen war, wurde nach dem Krieg und nach dem Fortgang der Königsberger eingeebnet. Heute bildet er in Kaliningrad mit einem Teil des Parks Luisenwahl einen Erholungspark, der auch Vergnügungen für Kinder bereithält. Bunte Pferde laden zu einem Ritt im Kreisel ein.
(Foto rechts)



Die Luisenkirche wird seit Jahrzehnten als Puppentheater genutzt, das zu dem Areal des Kinderparks gehört. Diese Nutzung hat die Kirche vermutlich vor dem Abriß bewahrt. Heitmanns architektonische Handschrift der Neogotik läßt sie in ihrer heutigen Umgebung wie ein verwunschenes Schloßchen aus alter Zeit wirken.



Luisenwahl, im Hintergrund die Luisenkirche

Im südlichen Teil des früheren Friedhofareals, zur Alten Pillauer Landstraße hin, ist es wieder ruhig. Ein alter Baumbestand verströmt Stille, und man hat Gelegenheit, sich zu sammeln und der Toten, die hier ruhen, zu gedenken. Aufmerksam geworden durch den Kontrast des herüberwehenden Lachens im nahen Kinderpark – die heutigen Menschen können nicht wissen, daß hier früher ein Friedhof war – spürt man eine tiefe Dankbarkeit gegenüber dem Leben an sich. Der Mensch braucht beides: die Tiefe,

aber auch die Freude, die Erholung. Es liegt an uns, beides zu gestalten. Der Herr gab uns die Möglichkeiten dazu und die Fähigkeit, innerhalb der irdischen Grenzen zu unterscheiden und die Verantwortung zu übernehmen.

Die Kirche St. Adalbert hat den Krieg überstanden und wurde im Nachkrieg zu einem Bürogebäude umfunktioniert. Ein Forschungsbetrieb zog hier ein, und über die Jahre geriet das Gebäude in Vergessenheit. Doch 2019 kam eine unerwartete Wende. Die Stadt Kaliningrad begann eine umfangreiche Restaurierung, die die alte Kirche wieder entstehen lassen sollte. Das Fenster in die Zeit vor über 100 Jahren war aufgestoßen worden, und lange vergessene Kostbarkeiten kamen wieder ans Tageslicht wie z.B. die alten Steinfliesen am Eingang, die man unter einem neuzeitlichen Fußbodenbelag fand. Die Zwischendecken wurden herausgenommen, und die Arbeiten schreiten derzeit weiter voran. St. Adalbert wird wieder ein Gotteshaus. (unten: Kirche, Turmuhr, Verfasser [Fotos: Mosienko])



Die Villa Heitmann in der Kastanienallee 12 wurde als eines der wenigen Gebäude in Amalienau zerstört. Später wurde hier ein Mehrfamilienhaus errichtet. Jedoch: die Grundmauern aus Feldstein sind noch erhalten und, man staunt, ein Eichhörnchen! Es wurde in die Außenfassade des neuen Gebäudes integriert. Mit einer Tafel im Hausflur wird ehrenvoll an den früheren Architekten erinnert.



Links: Neubau in der früheren Kastanienallee Nr. 12 / rechts: das Eichhörnchen, ein Überrest der Heitmann-Villa



Nördliche Grenze von Amalienau, Tram entlang der Hagenstraße

Manchmal, wenn mich meine Wege in Königsberg nach Amalienau führen, nehme ich ein paar Blumen mit. Sie werden auf dem früheren katholischen Friedhof an der Dürerstraße niederlegt an einer Stelle, an der Friedrich Heitmanns Grab sein könnte. In Erinnerung an einen Baumeister, der aus dem fernen Westfalenlande kam und sich in dem verwirklicht hat, was man allgemein als die besten preußischen Tugenden be-

zeichnen kann: Tapferkeit, Pflichterfüllung und Nächstenliebe als Lebensmaxime eines tiefgläubigen Christen. Und der uns ein Werk hinterlassen hat, das heute noch staunen macht, wenn wir durch das heutige Königsberg in Kaliningrad gehen. Dafür stehe auch die etwas nördlich gelegene Auferstehungskirche von 1999, die ein stiller, aber um so bedeutungsvoller Ort des seelsorgerischen und christlichen Miteinanders für die Menschen in der heutigen Stadt ist.

Foto rechts: Friedrich Heitmann, vermutlich um 1890 (Slg. Familie Galandi)



Text u. Fotos, soweit nicht besonders bezeichnet: Jörn Pekrul

Deutsche in der Heimat 5: Chefzauberer des Geschmacks

Hans-Jürgen Herbrand gehört zu den Spitzenköchen der deutschen Gastronomie. Er ging freiwillig nach Ostpreußen – und das schon zum zweiten Mal!

Heinrichshöfen (Gde. Sorquitten, Lkr. Sensburg). Dieser Mann besitzt Auszeichnungen, und er fühlt sich hier wohl. Er liebt seinen Beruf, und er ist gut für spontane Entschlüsse. Wir fragten ihn, was ihn antreibt und wie es ihm gefällt.



PREUSSEN-KURIER: Woher kommen Sie, und wann und wie/wodurch kamen Sie nach Heinrichshöfen?

Hans-Jürgen Herbrand: *(Foto links)* Ich bin 1955 in Stolberg bei Aachen geboren. 1956 zogen meine Eltern mit mir in die DDR zurück. Die Eltern und Geschwister meiner Mutter lebten in Magdeburg. Opa wollte nun nach Krieg und Gefangenschaft seine Familie und die sechs Kinder zusammen haben. Groß geworden, Schule und Ausbildung war in Magdeburg. Im Jahr 2000 zog ich dann mit meiner Frau nach Müllrose. Nach der Wende in der DDR arbeitete ich in der Gastronomie 91-99 selbständig, danach angestellt als Koch und Küchenchef. Im Jahr 2004 hatte ich dann einen Unfall mit längerem Ausfall und damit verbundener Krankheit.

2005 lernte ich Albrecht von Klitzing kennen, sein Vetter Karl-Ludwig von Klitzing war mein behandelnder Arzt und guter Freund. AvK war zu diesem Zeitpunkt (Mai 2005) auch erkrankt und wurde in der Familie von Karl-Ludwig gepflegt. So lernten wir uns dort kennen. Wir waren beide krank und hatten viel Zeit zum erzählen. AvK war natürlich schon faszinierend in seiner Art. Er konnte mitreißen, hatte Visionen und setzte diese trotz seines Alters (80 J.) mit viel Energie um.



„Hotel im Park“ im Sorquittener Ortsteil Heinrichshöfen, Gesamtansicht Hauptgebäude

Er erzählte mir, daß er sich zum 80. Geburtstag ein Restaurant in seinem Hotel gebaut hat. Das wird er mit seiner Geburtstagsfeier am 14.5.2005 eröffnen. Das alte Restaurant war zu klein. Es gab zwi-

schenzeitlich mehr Gäste. Und das ist wieder ein Schritt nach vorne. Und wenn ich will kann ich mir das alles mal anschauen .Er lädt mich ein. **Ich wollte.**

Eine Woche lang war ich zum „Anschauen“ dort. Und drei Wochen später begann das Abenteuer, das dann fast sechseinhalb Jahre dauerte.

PK: Hatten Sie von Anfang an Unterstützung, z. B. durch Ihre Familie?

H.J.H.: Meine Frau war von Anfang an mit in diesen Planungen einbezogen. Es war ja auch nicht abzusehen, daß es doch einige Jahre werden würden. Bis Februar 2011.

Der nochmalige Einstieg als Küchenchef kam jetzt durch die ehemaligen Kollegen, den neuen Eigentümer und natürlich Alicja von Klitzing zustande.



Solche schönen „Stilleben“ findet man im Inneren überall

Es werden sicherlich nicht noch einmal mehrere Jahre. Geplant ist dieses Jahr, eventuell noch die nächste Saison 2021. Oder...?

PK: Wie war der Weg zum Erwerb des Eigentums?

H.J.H.: Hier war ich angestellt als Küchenchef. Dauerhaft im Hotel im Park zu arbeiten und zu leben war keine Option. So das der Erwerb von Eigentum keine Rolle spielte.



Am See findet man ebenso idyllische Plätzchen...

PK: Wie gut beherrschen Sie die polnische Sprache (bzw. wie haben Sie sie erlernt), und wie läuft die Verständigung mit Ämtern und Behörden?

H.J.H.: Nach meinem ersten Aufenthalt in Polen waren die Sprachkenntnisse besser. Ich hoffe wieder dazu zu lernen. Das kommt im Alltag wieder.

Erlernt habe ich die Sprache im täglichen Miteinander, mit den Kollegen und Gästen. Eher ist es auch eine Reihenfolge von Vokabeln, als niveauevolle Konversation. Man kann sich verständigen! Und es wird respektvoll zur Kenntnis genommen, wenn man polnisch spricht.

Mit Ämtern und Behörden habe ich nichts zu tun. Eher mit Lieferanten, die Verständigung klappt einigermaßen. Ich habe mir Hilfsmittel wie z. B. Bestelllisten angefertigt. Damit funktioniert es schon.

PK: Wie ist das Verhältnis zur Nachbarschaft bzw. zu Wettbewerbern?

H.J.H.: Zur Nachbarschaft gibt es eher wenig Kontakt. Man kennt sich und grüßt sich. Zu Mitbewerbern gibt es bisher keine Kontakte.

PK: Haben Sie in der letzten Zeit den Eindruck, daß das Verhältnis zu den Polen sich verschlechtert hat?

H.J.H.: Schwer einzuschätzen, im Moment bestimmt ja die Corona-Pandemie das Weltgeschehen und den Alltag hier vor Ort. Ich habe auch die Erfahrung gemacht bei meinem ersten Einsatz hier, dass man sich zu deutsch-polnischer Politik und Problematik doch eher zurückhält.

Die kleine Politik prägt den Alltag, alle meine Kollegen haben Kinder oder Familienmitglieder, die in Deutschland oder EU-Ländern arbeiten, oder fest dort leben und arbeiten, die Kinder gehen in diesen Ländern zur Schule. Sie sind nicht immer geprägt von der „offiziellen“ polnischen Politik. Oder von dem, was gerade in Deutschland wichtig ist. Es sind immer eher die Fragen des alltäglichen Lebens, über die man sich unterhält. In all den Jahren habe ich keine Ablehnung aufgrund meiner Herkunft erfahren.



...wie in den umgebauten ehemaligen Gutsanlagen!

PK: Stehen Sie in Verbindung mit weiteren Deutschen, die wieder herübergezogen sind, oder mit heimatverbliebenen Deutschen? Haben Sie Kontakt zum örtlichen Büro der Landsmannschaft Ostpreußen in Allenstein (Fr. Gladkowska)? Würden Sie sich in dieser Beziehung gerne besser vernetzen?

H.J.H.: Ich habe hier bisher keine weiteren Kontakte.

PK: Würden Sie Deutschen, die nach Ost-/Westpreußen ziehen möchten, zu- oder abraten?

H.J.H.: Das ist sehr schwierig, Dreh- und Angelpunkt solcher Überlegungen gehen oft von sehr emotionalen Aspekten aus. Und die bringen nichts. Egal wo ich meine Zukunft oder mein Altenteil verbringen will, ohne die Bereitschaft die Sprache zu erlernen wird es nichts. Man ist abhängig, man vereinsamt, Arztbesuche werden zum Problem, usw.

Auch muss ich Kultur und Lebensgewohnheiten vor Ort einfach akzeptieren, man verändert nichts. Die Landschaft und der Wechselkurs sollten nicht das ausschlaggebende Argument sein.

Die ostpreussischen Winter können auch ohne Schnee und mit Klimaerwärmung sehr lang sein. Es will gut überlegt sein. Die Kinder kommen auch nicht mehrmals im Jahr. Das sind die von mir gemachten Erfahrungen. Aber es ist immer eine Reise wert!

PK: Was erwarten Sie für sich persönlich für Ihre Zukunft?

H.J.H.: Ich bin sehr gerne hier, ich fühle mich hier wohl! Meine Bereitschaft, hier zu arbeiten, liegt vor. Die aktuelle Situation mit der Corona-Pandemie wird zeigen, wie es weiter geht. Bei allem Optimismus denke ich doch noch die eine oder andere Saison hier zu arbeiten.

PK: Gibt es etwas, was Sie den Lesern des PREUSSEN-KURIER speziell noch sagen möchten?

H.J.H.: Masuren ist immer eine Reise wert, die Fahrzeiten haben sich erheblich verkürzt.

Interview: Rainer Claaßen / Fotos: Ralf Loos

Kontakt: Hotel im Park, Jędrychowo 15, 11-731 Sorkwity
Tel. (0048 89) 742 8084 oder (0048 89) 742 8187, mobil 0048 691 539 832
E-Mail: rezerwacja@hotelimpark.com.pl
Netz-Information: <http://masuren-hotel.de/de/>

Mit dem Finger auf der Landkarte...

...kann man auch in Corona-Zeiten die Heimat bereisen!

Liebe Landsleute, liebe Leser,

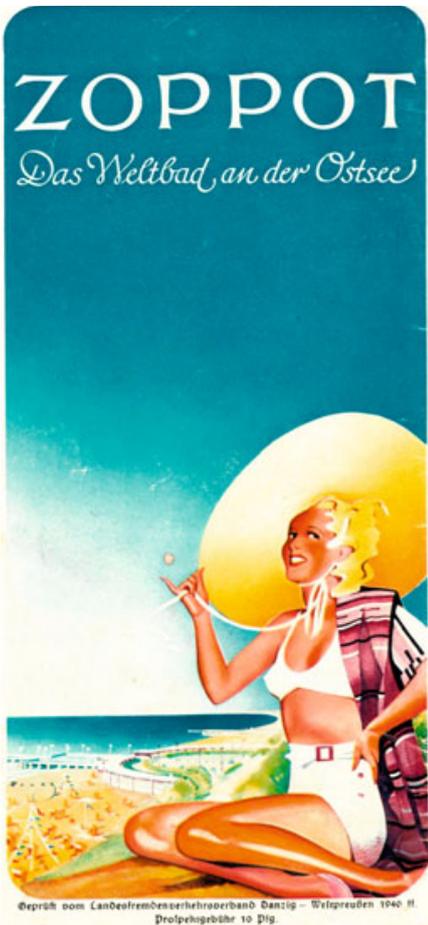
wenn wir schon in diesen Zeiten keine richtige Heimatreise machen konnten, so wollen wir mit Ihnen doch einen kleinen Exkurs in unser Archiv unternehmen. **Denn: auch ältere Reiseprospekte können schön sein, wenn man sie zu schätzen weiß!**

Viele Landsleute haben nach der Vertreibung ihre Sehnsucht mit solchen herübergeretteten Prospekten, aber auch Postkarten, Kursbuchauszügen u. ä. zu befriedigen versucht. Heute findet man so etwas gelegentlich auf Flohmärkten.

Schauen Sie selbst!



Dieser kombinierte Prospekt (Deutsche Reichsbahn und Seedienst Ostpreußen) stammt aus dem Jahr 1934 (Slg. Stabe)



Zoppot (1938), Osterode (Ostpr) (1937), Friedland (Ostpr) (1937) (Slg. Stabe)



...und mit dieser Übersicht von 1935 dürfen wir unsere heutige kleine „Zeitreise“ abschließen! Vielen Dank fürs Angucken – wir hoffen, es hat Ihnen ein bißchen Spaß gemacht!

Selbstverständlich wünschen und hoffen wir mit Ihnen, daß man demnächst wieder „richtig“ hinfahren kann! Denn auch wir haben es in diesem Jahr vermißt...

Lassen Sie uns gegenseitig die Daumen halten!

Ihr Landesvorstand

Auskünfte und Beratung durch den Landesverkehrsverband Ost- und Westpreußen e. V., Königsberg Pr.
107 / 35 Königsberger Verlagsanstalt GmbH, Mühlentisch 6/8

Buchbesprechung: „Ostpreußen und seine Verkehrswege“ Teil 2 von Gerhard Greß und Jörg Petzold

Es gibt Menschen, die behaupten, daß ein Buch, das sich „Teil 2“ nennt, gegenüber dem zuvor erschienenen ersten Teil zwangsläufig abfällt. Mag sein, daß das fallweise stimmt – bei „Ostpreußen und seine Verkehrswege“ ist jedenfalls der Abfall nicht zu spüren.



„Ostpreußen und seine Verkehrswege Teil 2 ab 1945“ zeichnet sich als erstes durch einen nahtlosen Anschluß an das vorangegangene Werk aus. Beide Autoren sind familiär vorbelastet und haben sehr einfühlsam, aber auch plastisch das Kriegsende mitsamt der Flucht und den anschließenden Vertreibungen dargestellt. Sie benutzten dafür statistische Angaben ebenso wie Zeitzeugenberichte, und es ist erschütternd, wenn man liest, wie die Menschen verzweifelt auf die Bahnhöfe strömten und hofften, dort Hilfe der Eisenbahner zu finden und wegzukommen, um nur ja nicht der mordenden und plündernden Roten Armee in die Hände zu fallen. Vom Ende in Allenstein und Insterburg berichten Eisenbahner, die damals dort Dienst taten und deren Überlieferungen bisher nur in einzelnen Kreisheimatbriefen oder Fachzeitschriften auftauchten; es ist erfreulich, daß sie nunmehr einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden.

Sodann werden, beginnend mit der Konferenz von Potsdam, die politischen und territorialen Verhältnisse in Ostpreußen nach dem Zweiten Weltkrieg im Großen dargestellt; sehr hilfreich sind die hier abgebildete

Deutschlandkarte mit Einteilung der Besatzungszonen wie auch die auf der nächsten Seite gezeigte Ostpreußenkarte mit den neuen Grenzlinien. So kann auch ein Leser, für den die Gegend bisher „terra incognita“ war, den knapp und sachlich gehaltenen Beschreibungen gut folgen. Sehr gut paßt auch die anschließende Doppelseite mit einer Beschreibung von Planung und Bau (bis zur Einstellung 1942) des Masurischen Kanals; ein Kartenausschnitt, eine Längsschnittzeichnung und zwei Fotos wurden von Verfasser Petzold an den richtigen Stellen in den gut verständlichen Text eingeordnet.

Einige wenige CIA-Aktenauszüge, neben der Original-Reproduktion auch in verständliches Deutsch übertragen, beschreiben den Zustand nach der Wiederaufnahme des Eisenbahnverkehrs; dem folgt eine durch Fotos, Tabellen und (wiederum) eine Karte unterstützte Darstellung des Kolonnenverkehrs, der dem Abtransport von Demontage- und sonstigem Raubgut der Sowjetarmee diente.



Bahnhof Angerburg in den 1970er Jahren (Foto: Gerhard Greß +)

Die nachfolgenden Abschnitte sind schwerpunktmäßig nach Orten geordnet; wie im ersten Band fehlt eine systematische Sortierung, wobei man sich allerdings schon fragen müßte, welche Ordnungskriterien da zugrundegelegt werden

könnten. Das Thema ist nicht so umfangreich, daß man sich „verirren“ könnte; was man sucht, findet

man auch, und beim Durchblättern stößt man auf jeder Seite auf interessante Abbildungen, die zudem teilweise noch Vergleichsfotos von früher enthalten. Eines steht fest: **Langeweile kommt bei diesem Buch überhaupt nicht auf!** Sehr gut war auch die Idee, immer wieder reine Landschaftsaufnahmen in die Streckenbeschreibungen aufzunehmen; Ostpreußen ist auch heute noch von unvergleichlicher Schönheit und hat es verdient, auf diese Weise gewürdigt zu werden.

Die in Ostpreußen vorhandenen Autobahnteilstücke werden auf fünf Seiten abgehandelt; eine angemessene Kürze, wenn man bedenkt, wie wenig von dieser Infrastruktur bei Kriegsausbruch im Osten fertiggestellt war. Dagegen kommen die Kleinbahnen wieder voll und ganz zu ihrem Recht – „Kleinbahn-Meister“ Petzold hat auch hier wieder zusammengetragen, was auffindbar war!



Bahnhof Schmalleningken: links zwischen 1923 und 1939, rechts 1993 (Fotos: Jörg Petzold)



*Tilsit, Königin-Luise-Brücke: links in den 1930er Jahren (Foto: Slg. Helmut Griebel)
rechts 2001 (Foto: Dr. Brian Rampp)*

Einen schönen Abschluß bilden Erlebnisberichte von den ersten touristischen Fahrten ins Königsberger Gebiet ab 1991; die beigegefügte Presseartikel enthalten viel Zeitkolorit. Besonders erfreulich ist, daß der Eisenbahnfotograf und frühere BMW-Manager **Dr. Brian Rampp** von seiner beruflichen Tätigkeit bei der Eröffnung des Königsberger BMW-Werkes berichtet.

Fazit: Ein gelungenes, lesenswertes Buch, für dessen 215 Seiten mit vielen sehr schönen Abbildungen der Preis von knapp 50,- € durchaus angemessen erscheint! Wer den ersten Band bereits besitzt, wird beim Erwerb des zweiten nicht enttäuscht sein.

Schade, daß Autor **Gerhard Greß** den Erfolg dieses Buches nicht mehr erleben konnte – er verstarb kurz vor dem Erscheinen...

Text: Rainer Claaßen / Abbildungen: mit freundlicher Genehmigung der VGB Verlagsgruppe Bahn

Gerhard Greß/Jörg Petzold: Ostpreußen und seine Verkehrswege Teil 2 ab 1945

215 Seiten, geb., 49,95 €

ISBN 978-3-8375-2075-0

VGB Verlagsgruppe Bahn GmbH, Am Fohlenhof 9a, 82256 Fürstenfeldbruck

Tel. 08141 / 53481-0, Netz-Information: www.vgbahn.de/

Kulturzentrum Ostpreußen

im Deutschordensschloß Ellingen/Bay.

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2020

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

Noch bis 22.11.2020

**Wilhelm Voigt aus Tilsit -
der Hauptmann von Köpenick**

05.12.2020-18.04.2021

**Gruß aus ... Ostpreußen.
Bunte Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit**

24.10.2020

**Sammler- und Tauschtreffen -
Postgeschichte und Philatelie**

31.10./01.11.2020

**Landeskulturtagung (Anmeldung erforderlich,
da pandemiebedingt Ausfall möglich ist)**

21./22.11.2020

25. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

Juni-September 2020

**Ostpreußische Baudenkmäler und Landschaften
Kohle- und Tuschezeichnungen von Ernst v. Glasow**

Oktober-Dezember 2020

**Johann Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen -
Leben, Werk, Bedeutung**

Ausstellungen in Ostpreußen

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in

Pr. Holland, Schloß

Lyck, Wasserturm

Lötzen, Festung Boyen

Johannisburg, Städt. Kulturhaus

Saalfeld, Stadt- und Gemeindeverwaltung

Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus

Goldap, Haus der Heimat

Rastenburg, I. Liceum

Ganzjährig

Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur

Ostpreußens im neuen Altvaterturm

auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Kulturzentrum Ostpreußen ▪ Schloßstr. 9 ▪ 91792 Ellingen/Bay.

Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 10 – 12 und 13 – 17 Uhr (April – September)

10 – 12 und 13 – 16 Uhr (Oktober – März)

Telefon 09141-8644-0

info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Telefax 09141-8644-14

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

- Änderungen vorbehalten -

PREUSSEN  **KURIER**

Herausgeber: Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern e.V.

Postanschrift: Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg

V.i.S.d.P.: Christoph M. Stabe, Rainer Claaßen (Schriftleitung)

E-Post: info@low-bayern.de

Netz-Information: www.low-bayern.de, www.facebook.com/LOWBayern

Spendenkonto:

IBAN: DE21 7015 0000 0080 1325 58 / BIC: SSKMDEMXXX